SLUB
Wir führen Wissen.

937
5

1155

SLUB
Wir führen Wissen.

9

HfBK Dresden - Bibliothek
0062174X

93

1.
5.
1.
3.
4.
5.

SLUB
Wir führen Wissen.

1. Geschichte der schönen Magelone. 1.
2. Reinecke der Fuchs. 2
3. Luban Fortsetzung
4. Joachim u. Anna.
5. Dorfgeschichten 1 u. 2 Lief. à
15 Sgr.

---

1. Geschichte der schönen Magelone. 1. – 70.
2. Reinecke der Fuchs. 1 – 255.
3. Luban Fortsetzung. 1 – 93.
4. Joachim u. Anna. 1 – 90.
5. Dorfgeschichten. 1 – 71 und 1 – 71.

SLUB
Wir führen Wissen.

Volksbücher.

Nro. 52.

Dorfgespräche.

2.

Leipzig, Verlag von Otto Wigand.

Neuntes Gespräch.

Ueber die Nothwendigkeit und den Nutzen der Schulen für Erwachsene.

Vater Reinhard. Nun, wie geht's Albrecht? Ihr sucht heute auch wohl den kühlenden Schatten Eurer Linde? Ja, die Hitze ist sehr groß!

Albrecht. Es ist gut, daß der Sonntag heute Ruhe gebietet, und daß man nicht ins freie Feld hinaus muß.

Vater Reinhard. I nun, aber arbeiten kann man doch, wenn auch nicht mit Händen und Füßen. Ich bringe Euch so etwas zu thun, wobei Ihr Euch nicht zu bewegen braucht.

Albrecht. Und was wäre denn das? Ihr macht mich neugierig, Vater Reinhard?

Vater Reinhard. Es ist gar etwas Hübsches und auch Nützliches; es sind zwei Bücher: das Eine ist die Geschichte der Kriege Napoleons, der damit der ganzen Welt Viel zu schaffen gemacht hat, und das Andere die Geschichte der Freiheitskriege der Deutschen.

Ihr wißt ja, was Napoleons Kriege seit 1806 für Deutschland, und was die Freiheitskriege der Deutschen von 1813 bis 1815 zu bedeuten hatten, wenn Ihr auch damals erst ein Bürschchen von ohngefähr 12 Jahren waret. Solche Zeiten bleiben Einem immer im

Gedächtniß. Getrieben von der Vaterlandsliebe zog ja Alles aus zu Kampf, Vater und Sohn, Brüder, ja auch Mädchen. Keiner achtete der Kriegsstrappazen und des Todes im Kugelregen, oder durch die scharfen Waffen. Glaubt mir's Albrecht, noch das alte Herz Reinhard's wird durch den Gedanken an jene Zeit unruhig. Na, und doch ist jene Zeit mit ihren Leiden und vielversprechenden Freuden vorüber, und eine neue Zeit bricht sich schon wieder durch neue Stürme Bahn.

Albrecht. Ja wohl! Man muß jetzt recht fest stehen! Es thut jetzt wahrlich Noth, daß man einmal in die Vergangenheit zurück sieht, denn wer das thut, der kommt mir gerade so, wie ein Baum vor, dessen Wurzeln tief und weit umher in die Erde hinein wachsen. Darum kommt Ihr, Vater Reinhard, mit Euren beiden Büchern wie gerufen.

Vater Reinhard. Das freut mich, daß Ihr mich damit gern kommen sehet; laßt Euch also dieselben Euren Sohn Friedrich vorlesen. Das Zuhören ist ja eine Arbeit, die man bei der größten Hitze machen kann, ohne zu schwitzen!

Albrecht. Allerdings! Aber ich werde mir die Freude machen, und selber lesen.

Vater Reinhard. Was? Ihr selber lesen? Oh! Ihr könnt ja gar nicht lesen. Ja, ich glaub's wohl, wenn es die 6 auf den Viergroschenstücken wäre, die Ihr beim Getreideverkauf einzustreichen habt.

Albrecht. Scherz bei Seite, Vater Reinhard! Glaubt's nur, ich kann's so gut, daß ich keinen Menschen dazu brauche.

Vater Reinhard. Nun, Albrecht, das ist wahrhaftig viel! In den paar Monaten, daß wir uns nicht gesehen haben!

Albrecht. Ja, ja, in den paar Monaten!

Vater Reinhard. Sagt mir nur, wie seid Ihr denn dazu gekommen? und wie habt Ihr das Ding angefangen?

Albrecht. Die Sache war sehr einfach. Ich schämte mich, daß ich so unwissend war, und zusehen mußte, wie mein kleiner, unmündiger Junge so mir Nichts dir Nichts las. Da dachte ich bei mir: solltest du das nicht auch noch lernen können? du hast ja Augen, Verstand und Erfahrung eben so gut und noch viel mehr als das Kind. Warum sollte also dasselbe geschickter und fähiger zum Lernen sein, als Du?

Wie ich so darüber nachdachte, welhalb denn ein Kind leichter lernen soll, als ein Erwachsener, so kam mir dieser Glaube, wie ein Vorurtheil vor, das man, ohne weiter zu prüfen, festhält. Ich überlegte, daß ein Kind ja ein Jahr und Viele viel längere Zeit brauchen, ehe sie ordentlich lesen lernen; warum sollte also ich als erfahrener Mann nicht so viel leisten, als mein Kind, dachte ich. Durch Vorurtheile habe ich mich alle meine Lebentage hindurch nicht bestimmen oder abschrecken lassen. Das ist mir immer zum Vortheil ausgeschlagen, und so auch hier. Ich dachte über die Sache reiflich nach, und mein Vorsatz: Du willst außer lesen, schreiben, rechnen so viel lernen, daß du in deinen Kenntnissen nicht mehr unter den Schulkindern stehst, der stand fest.

Eines Theils war es also Schaam, andern Theils war es der Trieb nach Kenntnissen, der mich zur Ausführung meines Vorsatzes trieb. So habe ich gelernt, obgleich es mir einige Anstrengung gekostet hat, ehe ich in den rechten Zug kam.

Vater Reinhard. Ja, Albrecht, ich höre nun wohl, daß Ihr Wahrheit sprecht, und doch überrascht mich die Sache so sehr, daß mir diese Veränderung mit Euch wie ein Traum vorkommt. Ihr gebt durch Euer Beispiel ein Beweis, daß man mit einem festen Vorsatz, nach reiflicher Ueberlegung gefaßt, viel ausrichten kann.

Albrecht. Zum Lesen lernen wurde ich besonders dadurch getrieben, daß mein Kleiner verschiedene lehrreiche Bücher, die ihm der Lehrer zum Durchlesen lieh, mit nach Hause brachte und emsig darin las. Das Eine enthielt die Geschichte des deutschen Vaterlandes; das Andere wieder die Geschichte unseres Sachsenlandes; ein Anderes war über die Erde und die verschiedenen Völker mit ihren Sitten und Gebräuchen; dann wieder ein Anderes Erzählungen von wohlthätigen Menschen, schöne Lieder, und was dergleichen mehr war.

Mir war es nicht recht, daß ich immer nur zuhören mußte, wenn der Junge las, so sehr ich mich auch über ihn freute. Ich wollte selber lesen, um auch die Zeitungen, die Reden auf den Landtagen und die Gesetze neben lehrreichen Büchern lesen zu können. Und dahin habe ich es nun, Gott Lob, gebracht. Ich habe viel gewonnen, bin ich auch nicht mehr jung. So lange der Mensch lebt, soll er an sich und für Andere arbeiten.

Vater Reinhard. Ja wohl! der Mensch ist nicht bloß für

sich in der Welt, um zu essen uud zu trinken, und kommt es hoch, auch Reichthümer zusammen zu scharren. Albrecht! Ich habe immer daran festgehalten, wie der Dichter sagt: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht.“ Es erhält erst durch die Liebe, das Wohlwollen und das Mitgefühl für die Mitmenschen einen Werth und eine Würze. Ohne diese Würze ist das Dasein des Menschen freudenleer. Mir ist die Freude am Wohl des Mitmenschen ein Lebensschatz, den ich um Nichts in der Welt einbüßen mag. Um Gutes zu stiften, lernt ja der Mensch Etwas in der Welt.

Albrecht. In dem Lernen und Können, da steckt viel Großes. Ohne das versteht ja der Mensch nicht einmal etwas Ordentliches mit sich selber anzufangen. Das sah ich ein, und darum ließ ich nicht ab, das zu lernen, was mein Kind kann und ich nicht konnte. Wenn ich auch nur ein Arbeiter für's Tagelohn bin, so gereuen mich die Stunden doch nicht, die ich in meinen alten Tagen noch auf den Kopf verwendet habe. Hätte ich es freilich in meiner Jugend in der Schule gelernt, so ersparte ich mir die Mühe jetzt. Ich konnte mit Kenntnissen wohl etwas Anderes anfangen, als tagelöhnern, und hätte auch noch an Zeit gewonnen. Darum begehen heute die Eltern ein großes Unrecht an ihren Kindern, wenn sie dieselben nicht mit allem Fleiß zur Schule und zum Lernen anhalten. Den Schaden können sie in ihrem ganzen Leben nicht leicht überwinden; der frißt tief.

Ich halte mein Kind zur Schule, und gebe ihm den letzten Dreier zum Papier, damit es seine Schreibereien machen kann. Hätte ich früher lesen gekonnt, gar manches nützliche Buch hätte ich gelesen; konnte ich schreiben, so würde ich mir der Arbeitstage angemerkt und auch die Rechnungen und Quittungen selber geschrieben haben; hätte ich mit geschriebenen Zahlen rechnen gelernt, so würde ich mich gar oft gegen die Betrügereien schlechter Menschen haben schützen können. Im Kopfe kann man nicht Alles behalten; das Gedächtniß trügt auch oft, wenn man sich ganz allein darauf verlassen muß. Nun ich aber lesen, schreiben, und auch zur Nothdurft rechnen kann, so will ich schon auch noch andere Dinge lernen. Durch die Mühe lasse ich mich einmal nicht schrecken; die Mühe kostet auch weiter Nichts, als ein Bischen festen Willen.

Vater Reinhard. Ich dachte Euch zu überraschen mit Bücher,

aber Ihr habt mich durch Euch selbst überrascht. Ihr habt den alten Adam ausgezogen, und es ist ein neuer Mensch aus Euch geworden. Es ist mit Euch eine Veränderung vorgegangen, daß man Euch beinahe nicht mehr kennt. So wenden sich die Dinge oft unvermerkt unter der Hand. Sagt mir aber nur, seid Ihr denn etwa zum Schulmeister in die Kinderschule gegangen, um zu lernen?

Albrecht. Das habe ich nicht gethan, Vater Reinhard; das ging auch nicht wohl an. Vorerst ist ja unsere Kinderschule nur vom Morgen bis zum Abend offen, wo ich mein Tagelohn verdienen muß, damit ich und die Meinigen leben können. Darum mußte ich's mit der Zeit zu meinem Lernen anders einrichten. Darin darf Unsereins gerade nicht eigensinnig sein.

Aber es ist noch etwas Anderes, warum ich nicht in unsere Kinderschule gehen mochte, wenn ich auch mit der Zeit gekonnt hätte. Ich hätte mich geschämt, wegen meiner Unwissenheit unter den Schulkindern zu sitzen. Dieser Schaam kann nun einmal ein Erwachsener sich nicht entschlagen; das liegt im Menschen. Und hätte ich mich auch darüber hinausgesetzt, das Schlimmste wäre dabei das gewesen, daß ich durch meine Gegenwart die Kinder in ihrer Aufmerksamkeit gestört hätte. Das bedachte ich Alles.

Vater Reinhard. Ihr thatet Recht! Es wäre etwas sehr Ungehöriges, wenn sich lernbegierige Erwachsene auf die Schulbänke zu den Kindern setzen wollten. Denn wenn man auch alles Andere nicht beachtete, so wäre doch das ein Hauptanstoß, daß die Kinder und Erwachsene, gegen einander verglichen, so ungleich an Lebenserfahrung sind. Wären sie nun auch Beide in Schulkenntnissen gleich unwissend, so ständen doch die Kinder in dem, was ein Erwachsener von selbst durch seine längere Erfahrung gelernt hat, zu weit hinter den Erwachsenen zurück, und deshalb können Beide im Lernen zusammen in einer Schule nicht fortkommen. Darum sind die besonderen Schulen für Erwachsene nothwendig und eine wahre Wohlthat.

Es ist noch nicht gar lange, daß man Schulen für Erwachsene einzurichten angefangen hat. Man dachte sonst an so Etwas nicht, weil man den Werth der Kenntnisse noch nicht so allgemein erkannte, wie heute. Die Menschen mußten das Bedürfniß der Kenntnisse erst fühlen, dann suchten sie jede Gelegenheit dazu von selbst auf. Heute heißt es

gleich, wenn Einer etwas will: „kann er" oder „kann sie schreiben und rechnen, dann ist's gut, sonst geht's nicht." Ihr wißt's ja selber, Albrecht, so sieht es heute in der Welt aus. Sonst fragte man bei Landleuten nach so Etwas nicht, und auch selten nur bei den Städtern. So haben sich die Menschen und die Zeiten geändert.

Albrecht. Wie schon gesagt, ich habe es nur zu sehr fühlen müssen, daß ich in der Jugend das nicht gelernt habe, was unsere Kinder lernen. Aber ich und alle meine Leidensgenossen sind nicht ohne Hülfe, wenn sie dieselbe nur suchen wollen, weil es verständige Menschen gegeben hat und immer noch giebt, welche die Einrichtung der Schulen für Erwachsene betrieben und auf alle Weise unterstützten. Das muß man dankbar als eine große Wohlthat schätzen.

Wer weiß, ob ich so schnell in meinen alten Tagen noch Etwas gelernt hätte, wenn ich nicht eine so gewisse Hülfe benutzen konnte. Ohne Anleitung wäre doch wohl das Unternehmen zu schwer gewesen; denn auch das Lernen kann sehr erleichtert werden, wenn man einen guten und zweckdienlichen Rath dabei erhält. Und das geschieht in der Schule.

Vater Reinhard. So ist es! Die Schule ist ja überhaupt so eine Anstalt, worin der Mensch durch Unterricht erst ein verständiger Mensch werden soll, zum Vortheil für sich und Andere. Bleibt der Mensch roh, so ist er wenig besser, als ein Thier, das in allen Städten seinem Gelüste folgt.

Albrecht. Darum giebt es auch Menschen, mit denen sich nicht viel anfangen läßt, man mag es anfangen, wie man will. Diesem Uebel beugt freilich der Jugendunterricht am Besten vor; Unterricht im Alter zieht bei solchen Leuten sehr schwer an. Sie sind zu unfügsam geworden. Das junge Baumstämmchen biegt sich, aber der alte Stamm giebt auch dem Druck des Sturmes nicht nach.

Mit solchen Leuten aber, in denen so Etwas steckt, das wie ein Lichtchen in stockfinsterer Nacht leuchtet, mit solchen geht es. Sie finden den Weg und haben Geschick, wenn sie auch ganz fremde Dinge anfassen. Man möchte fast sagen, daß solche vor Anderen begabte Leute keine Lehre brauchen, und doch was können. Uebrigens muß man Gott danken, wenn man nur im großen Haufen mit fortkann, und

nicht bei den Nachzüglern zurückbleiben muß, die selten glücklich und mit heiler Haut davon kommen.

Ich bin durch, wohin ich wollte, Vater Reinhard! Und deß freue ich mich. Ich werde es nimmermehr vergessen, wie mir zu Muthe war, als ich das erste Mal auf der Bank saß, und der Dinge wartete, die da kommen würden. Ich hatte nämlich die Abendschule gewählt, weil es hier tagtäglich ein Paar Lehrstunden gab, den Sonnabend ausgenommen, wo der Lehrer keine Zeit hatte. Ich kam dadurch schneller zum Ziel, als in der Sonntagschule, die nur des Sonntags Nachmittags gehalten wird.

Vater Reinhard. Sagt, Albrecht, war denn die Abendschule stark besucht, als Ihr damit anfingt?

Albrecht. Ich hätt's Euch nicht gedacht, daß sich so Viele finden würden; aber die Bänke fassen voll: junge Burschen von 20 Jahren, Männer von 30 bis 40 Jahren, ja Ihr konntet ein Paar Funfziger sehen. Und Alle wollten lernen. Man kannte keine Schaam, weil sich's Jeder selbst sagte, was er wollte. Wir fassen Alle so aufmerksam und still, daß man hätte können ein Mäuschen laufen hören. Der Anfang war ziemlich schwer; denn in unseren Jahren ist Kopf und Hand nicht mehr so recht fügsam. Aber was wäre denn nicht schwer anzufangen in der Welt? Jeder von uns war ja gekommen, um zu lernen; darum geizte Jeder mit den Minuten im Unterricht.

Wie man's nur erst weg hatte, wie man es mit den Buchstaben und dem Lesen anfangen mußte, da fügte sich Eins an das Andere, und es ging Schritt vor Schritt weiter. Die Buchstaben zu lernen war gerade nicht zu schwer, aber zum eigentlichen Lesen gehörte Uebung. Man muß so weit kommen, daß man jedes Wort, sogleich wie man's ansieht, so vollständig erkennt, wie man etwa jeden Apfel, jede Birne und die Körner des Roggens, Weizens, der Gerste, des Hafers und Dinkels nach der Sorte und Art auf den ersten Blick unterscheidet. Daher kommt mir das Lesen wie eine Gewohnheit vor. Je mehr man lies't, je geläufiger wird es Einem. Das erfahre ich; darum ist es mir sehr lieb, daß Ihr mir, Vater Reinhard, ein Paar so hübsche Bücher zum Lesen gebracht habt, aus denen man noch gar viel anderes Gute lernen kann. Das Lesen können ist der Weg zum Lernen und verstärkt die Lebenserfahrung. Ich werde das Lesen fortsetzen, wie alt

ich auch werden mag; ich habe meine Freude daran. Weiß man Etwas, so kann man auch ein Wort mitreden, wenn es darauf ankommt.

Das Schreiben mußte freilich mit kleinen Strichen angefangen werden, damit die harte Arbeitshand sich erst einrichtete und fügen lernte; aber mit dem Schreiben lernte man auch lesen. Bei dem Unterricht im Rechnen mußte man den Kopf zusammen nehmen. Er fing natürlich mit dem Leichten an, und das Schwere fand sich nachher von selbst.

Vater Reinhard. Wenn doch alle Erwachsene, die den Jugendunterricht nicht genossen haben, sich zu dem Besuch der Schule für Erwachsene bequemen wollten!

Albrecht. Ich denke, das würde schon geschehen, wenn nur überall solche Schulen eingeführt würden. Daran fehlt es aber! Es giebt nicht überall wohlthätige Vereine oder wohlthätige Menschen, welche die unvermeidlichen Kosten für Lokal, die Beleuchtung und Lehrmittel bestreiten; oder auch geeignete Männer, die sich dem Unterricht unterziehen. Es kostet Alles nicht viel, aber es giebt doch Kosten, die bestritten werden müssen.

Vater Reinhard. Auf das Geben aus freiem Willen darf man nicht zu viel rechnen! Da trügt oft die Rechnung! Die Wohlhabenden und Reichen geben nicht gern, und geben häufig nur, wo sie müssen, oder wo sie ihrer vermeintlichen Ehre wegen nicht anders können, oder wo es ihren Vortheil gilt. Müssen also, wie bei den Schulen für Erwachsene, seien es nun Abendschulen oder Sonntagsschulen, Kosten aufgebracht werden, da sucht man wohl die Hülfe am sichersten in sich selbst.

Ich bin freilich dafür, daß die Wohlhabenden zur Unterstützung alles Nützlichen willfährig sein, und sich damit auch bei den Schulen für Erwachsene betheiligen sollten! Es bleibt aber leider eine unsichere Sache, so Noth auch die Hülfe thut!

Albrecht. Unsere Abendschule hat allerdings ein Wohlthätigkeitsverein in's Leben gerufen, und er unterstützt sie auch noch; aber ich sage Euch, Vater Reinhard, wenn das nicht gewesen wäre, und ich hätte beisteuern sollen, ich würde mich dessen nicht geweigert haben.

Es ist ja am Ende nur eine Kleinigkeit, was man giebt; denn

der Vortheil ist doch viel größer. Dann hat man das Sichere für's Unsichere.

Vater Reinhard. Man sollte meinen, daß mit der Zeit die Schulen für Erwachsene unnöthig würden; denn wenn jetzt alle Eltern und Gemeinden ihre Kinder zur Schule anhalten, so kann es doch später schwerlich noch ununterrichtete Erwachsene geben. Aber das wird wohl noch lange dauern, ehe es bis dahin kommt, weil immer noch zu Viele aufwachsen, die den Schulunterricht nicht gehörig benutzt haben oder benutzen. So lange also das noch geschieht, mag man mit Fleiß auf Schulen für Erwachsene halten.

Die Unterweisung der Erwachsenen hat das doppelte Gute, daß diese dadurch die Wohlthat des Unterrichts an sich selber erkennen lernen und deshalb wieder getrieben werden, mit Eifer für den Schulunterricht ihrer Kinder oder Pflegbefohlenen Sorge zu tragen. Denn der Mensch thut gewöhnlich nicht eher Etwas, als bis er die Sache ihres Vortheils wegen für nothwendig erkennt. Der Vortheil treibt den Menschen viel mehr zum Guten, als der freie Wille. Deshalb müssen Alle, die es wahrhaft mit der Menschheit wohlmeinen, eifrig für die Verbreitung von Kenntnissen bemüht sein. Man zeige den Menschen die Vortheile der Kenntnisse, und sie werden sich gern zu unterrichten suchen. Es ist ja ganz natürlich, daß man diejenige Sache nicht achtet, von der man keinen Gebrauch machen kann, weil man sie entweder nicht kennt, oder keine Gelegenheit zur Anwendung hat.

Wer indessen heut zu Tage lesen, schreiben und rechnen kann, dem fehlt es an der Gelegenheit zum Gebrauch gar nicht. Der einfache Landgutsbesitzer muß es als Gemeindevorstand, Schulvorstand, Wähler und Gewählter so wie in vielen anderen Fällen können; nicht weniger der einfache Weber, damit er sich das Gewicht des von dem Fabrikherrn erhaltenen Garns, das wieder abgelieferte Stück Zeug, den empfangenen und rückständigen Lohn, die im Handelsgeschäfte ausstehenden Beträge und noch Anderes aufzeichnen kann. Ebenso kann jetzt ein Handwerker nicht mehr ohne Schreiben und Rechnen in seinem Geschäft fortkommen; denn er muß genaue Rechnung führen über die vom Kaufmann entnommene Rohwaaren, über die Zahlungsfristen, über die geleisteten Zahlungen, über die angefertigten, verkauften und auf Kredit abgegebenen Waaren; über die eingegangenen Gelder; über den an Gesellen

und andere Gehülfen ausgezahlten Lohn, wenn er nicht selber zu kurz kommen oder Andere verkürzen will. Ja, es wird dem einfachen Tagelöhner von Nutzen sein, wenn er seine Arbeitstage und den Tagelohn oder den Wochenlohn aufschreiben kann. Wenn das Alles geschähe, würde gar mancher Irrthum und Streit vermieden werden.

Albrecht. Ich habe früher viel Nachtheiliges in solchen Fällen erfahren, und das bestärkte meine Lust zum Lernen in meinen alten Tagen. Wenn der Mensch Nachtheil erleidet, da bleibt wohl nicht leicht Einer gleichgültig, und er sinnt auf alle Mittel, wie er sich in der Folge vor Schaden hüten will. Darum brauchte man sonst und noch jetzt, wo man Lesen, Schreiben und Rechnen nicht verstand und versteht, das Kerbholz, um Rechnung zu führen über Alles, was man zählen konnte: über die eingebrachten Getreideschocke, über die ausgedroschenen und auf den Boden geschütteten Scheffel, über die gebrauten und abgelieferten Tonnen Bier, über die Arbeitstage der Tagelöhner. Ich habe das Kerbholz noch bei meinen Eltern gesehen; aber heute kommt man damit nicht mehr aus. Es läßt sich nicht Alles einkerben, wohl aber aufschreiben. Das ist der handgreifliche Nutzen der Kenntnisse, und darum sind sie so gut, wie das tägliche Brod; ja, wer sie hat, der kann sich darauf noch viel mehr als Brod verdienen.

Vater Reinhard. Wie Ihr sprecht, so werden wohl noch Viele sprechen lernen, wenn sie durch Schaden erst klug geworden sind. Ich sähe es freilich lieber, alle Menschen thäten das Rechte und Gute aus freiem Willen. Das ist nun aber einmal nicht der Fall; der Vortheil muß dahinter stecken. Doch der Vortheil des Guten ist mir ganz recht, mit dem Vortheil des Bösen halte ich es aber nicht; denn ist die Saat nicht gut, so kann's auch die Frucht nicht sein. Wer nur Unkraut säen wollte, der kann nicht Weizen, nur Unkraut erndten; und wo das Feld brachliegen bleibt, da kann keine Saat aufgehen und zur Erndte gedeihen. Kopf und Herz im Menschen sind aber dem Felde zu vergleichen; will man Früchte davon haben, so muß man sie beackern und besäen. So ist's!

Man sieht's wohl, wo es mit dem Schulunterricht gut steht, daß da die Menschen nicht dumm bleiben. Der unwissende Mensch kennt ja Gott und die Welt nicht, und läßt sich gängeln, wie's dem Einen oder dem Andern beliebt. Er sagt ja und auch Nein, wie es ihm nahe

gelegt wird, weil er nicht nachdenken kann. Das muß er aber in der Jugend gelernt haben, und muß das Nachdenken auch nicht wieder unterlassen.

Albrecht. Wißt, Vater Reinhard, da bringt Ihr mich auf einen besonderen Gedanken!

Vater Reinhard. Und der wäre?

Albrecht. Seht, die jungen Leute, welche nach ihrer Konfirmation in ihrem 13. oder 14. Lebensjahre die Schule verlassen, und nun für ihr späteres Fortkommen durch Dienen oder Eintritt in ein Geschäft als Lehrburschen selbst zu sorgen anfangen, die vergessen wieder zu viel von dem Gelernten, wenn sie sich nicht fortüben. Im Schreiben wird die Hand ohne Uebung steif, das Lesen wird schwerer; auch vom Rechnen geht viel verloren, wenn es nicht geübt wird, und von den übrigen Kenntnissen verliert sich ein Stück nach dem andern in die Vergessenheit. So ist den Leuten nach etlichen Jahren oft nicht viel mehr übrig geblieben, als der Gedanke, daß sie einmal die Schule besucht und darin so Mancherlei gelernt haben. Man hört's ja oft genug sagen: ach, das habe ich auch einmal in der Schule gelernt und gewußt, aber ich hab's vergessen, und kann fast nicht mehr meinen Namen schreiben.

Aber, Vater Reinhard, das ist ein großes Uebel! Das zu verhüten, dazu sind die Schulen für Erwachsene ganz gut, und werden oder sollen vielmehr deshalb nicht wieder außer Mode kommen. Wer verliert denn gern wieder das, was er sich früher geschafft hat! Daher sollte man es auch in diesen Dingen nicht erst bis zum Verlieren kommen lassen, weil man es mit einem verlierbaren Gut zu thun hat. Für's Geld hat man Kasten und Beutel, für die Kenntnisse Kopf und Herz. Ich denke also, man muß die Schulen für Erwachsene pflegen und sie an allen Orten, auf dem Lande wie in der Stadt, einrichten.

Vater Reinhard. Ihr habt ganz recht, Albrecht! Die jungen Leute verlieren nach der Schule wieder zu Viel von dem, was sie darin gelernt haben, und das ist freilich ein sehr großer Verlust. Es ist wahr, man muß die in der Schule erworbenen Kenntnisse wie den Grundbau eines Gebäudes ansehen, auf dem sich ein schönes Gebäude aufführen läßt. Zerfällt der Grund wieder, so sind die darauf verwendeten Kosten verloren. Vergißt man das, was man in jungen

Jahren in der Schule gelernt hat, wieder ganz, so ist dabei noch das schlimm, daß auch das Geschick zum Lernen abnimmt.

Albrecht. Darum sage ich, Vater Reinhard, die Schulen für Erwachsene sind eine große Wohlthat, und sie müssen erhalten werden. Giebt's dazu keine anderen Mittel, so können ja die, welche eine solche Schule besuchen, wöchentlich ein Paar Pfennige steuern, damit die geringen Geldkosten bestritten werden können. Bei guter Wirthschaft richtet man mit Wenigem viel aus, und am Ende bleibt noch Etwas in der Kasse als Nothgroschen.

Vater Reinhard. Euer Eifer für's Lernen ist groß, wenn er's nur in Allen wäre, dann ginge Alles ohne Mühe und Bedenken.

Albrecht. Zu lernen giebt es Viel, und der Mensch muß sein ganzes Leben hindurch lernen, weil mit der Welt und den Menschen die Verhältnisse anders werden. Von dem Vielen, was in unserer Zeit anders geworden ist, will ich nur das Geld und das Gewicht erwähnen. Das sind zwei Dinge, die kein Mensch missen kann.

Vater Reinhard. Allerdings! Was war das für eine Noth im ganzen Lande, als die Rechnung nach den Neugroschen eingeführt wurde. Nur sehr Wenige wußten sich hinein zu finden. Freilich wollten es auch Viele nicht, weil es ihnen auf die Pfennige ihres Vortheils abgesehen schien. Diese waren die Schlimmsten, weil sie die Leute absichtlich verwirrten. Hätte man sich nun in der Schule die Sache auseinander setzen lassen, so hätte man sie leicht verstanden und sich manch' unnützes Gerede und Gezänk erspart.

Albrecht. Ja, das ist es leider, daß noch immer die allermeisten Leute glauben, genug gethan zu haben, wenn sie ihre Kinder in die Schule geschickt, mögen diese nun etwas lernen oder nicht. Das ist eine sehr nachtheilige Gleichgültigkeit gegen die Schule. Die Ursache davon liegt darin, daß die Kinder in der Schule meistens nicht das Zeitgemäße und Nothwendige lernen. Die Schulen müssen überhaupt nach dem Bedürfniß der Zeitverhältnisse eingerichtet sein und werden, und die Lehrer auch dasjenige lehren können, was den Menschen im Leben nützt. Wissen das die Lehrer aber selber nicht, so können sie es freilich auch nicht lehren; also müssen auch wieder die Lehrer in ihren Schulen so vorbereitet werden, daß sie später im Amt mit Nutzen arbeiten können.

Dann erst wird es möglich sein, daß die Kinder durch den Schulunterricht auf das Leben vorbereitet werden.

Vater Reinhard. Ihr habt wahrhaftig einen sehr wunden Fleck des Volksschulwesens getroffen. Man kann es den Leuten fast nicht verdenken, wenn sie auf die Schule nicht viel geben. Aber was ist das für ein gewaltiger Schaden,! Erstlich kosten die Schulen, und dann werden auch die Jugendjahre der Kinder daran gesetzt, und — der Nutzen ist unsicher! Ja, ja, Albrecht! Die Lehrer müssen es verstehen und dazu das Recht haben, die Kinder auf das Leben so vorzubereiten, daß sie mit den Jahren ordentlich reif werden.

So lange der Mensch lebt, muß er auch daran Theil nehmen, was im Leben vorgeht. Wer sich bloß mit der Arbeit begnügt, die er mit den Händen erlangt, und dann Nichts thut, wenn jene Handarbeit gemacht ist, den kann man mit den Ochsen im Joche vergleichen. Man muß allerdings arbeiten im Haushalt, in den Gärten, zur Pflege des Viehes, auf dem Felde, in der Scheune, im Weinberge, im Betrieb seines Gewerbes, und das mit allem Fleiß, aber — damit ist es nicht abgethan. Es giebt Angelegenheiten der Gemeinde und des ganzen Vaterlandes, und der Kirche, auf die man auch achten muß, wenn man ein menschliches, und nicht bloß ein thierisches Leben führen will.

Dazu muß auch der Aermste im Volk geschickt sein. Im Winter auf der Ofenbank liegen und schlafen, sich in die Schenke setzen und Karte spielen oder saufen, oder auch müßig gehen, das heißt, gelinde gesagt, die Zeit, die man zu etwas Besserem anwenden könnte und sollte, mißbrauchen. Darum müssen es die Menschen durch Hülfe eines rechten und zeitgemäßen Schulunterrichts begreifen lernen, was das Leben der Menschen zu bedeuten hat. Wie der Adler, der König unter den Vögeln, unter allen im Fluge am höchsten steigt, so ist auch des Menschen Bestimmung, sich im Gebrauch seiner geistigen Kräfte über ein rohes und thierisches Leben zu erheben.

Albrecht. Dazu helfen die Schulen für Erwachsene ganz vortrefflich, besonders wenn die Kinderschulen schon auf diesen Nutzen hin zweckmäßig werden durchgängig eingerichtet sein.

Ein anderes großes Hinderniß in der rechten gedeihlichen Wirksamkeit der Kinderschulen auf dem Lande bis jetzt muß man auch darin suchen, daß der Unterricht bisher zu sehr auf das Kirchwesen und die

Confirmation hinzielte, und so zu sagen, darauf beschränkt war. Das Kirchliche thut es heute nicht mehr allein; es will für das Leben mehr sein, und das Mehr muß die Schule leisten. Wenn das geschieht, dann wird man die Schule und die Schulkenntnisse auch mehr schätzen. Man wird dann nicht mehr damit zufrieden sein, wenn die Kinder stotternd und singend Gesangbuchverse und Bibelverse, ohne Etwas dabei zu denken, herausbringen; nothdürftig mit unsicherer Hand schreiben; und im Rechnen es nicht weit über die Anfänge bringen. In dem Allen kann man eigentlich nur Anfangsgründe erkennen, aber man wird mit Freude dem weiteren Unterricht folgen über das unendliche große Weltgebäude, die Erde, die Völker; über das, was die Erde in ihrem Schooß verbirgt, und auf ihrer Oberfläche an Pflanzen, Bäumen und Thieren erzeugt; über das, was die Gemeinde, was das Vaterland und die Gesetze zu bedeuten haben; und wie es sonst unter den Menschen und besonders im lieben deutschen Vaterlande war und hergegangen ist bis auf unsere Zeit. Der nun auch schon zu den Vätern heimgegangene ehrwürdige Zschokke, dessen Andachtsstunden mich so oft erquickt haben, sagt: „Die Geschichte verflossener Zeiten ist ein Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen," und das ist gewißlich wahr.

Das Alles kann man heute nicht mehr missen, und wenn die Kinder damit schon in der Schule bekannt gemacht werden, so steigert man den Werth der Schule für das Leben.

Vater Reinhard. Ihr geht der Sache auf den Grund, Albrecht! So etwas hätte ich Euch wahrhaftig nicht zugetraut!

Albrecht. Ja, man sieht's gar manchem schlichten Arbeiter nicht an seiner Jacke an, daß er über schwere Dinge nachgedacht hat. Ich bin meist still für mich hin, aber mir gehen die Gedanken im Kopf herum, ich betrachte Dies und Das, und merke fleißig auf, wo es Etwas zu merken giebt. Meine Arbeit versäume ich dabei auch nicht, und bemühe mich, sie recht gut zu machen, daß die Leute mit mir zufrieden sein sollen. Nun ich aber in meinen alten Tagen die Schule durchgemacht habe, werde ich auch noch fester werden, daß man mich nicht so leicht wird werfen können.

Vater Reinhard. Euch wird auch die Schule der alten Tage noch Segen bringen.

Albrecht. Das wünsche und hoffe ich! Aber ich glaube, das-

wird bei Allen der Fall sein, die die Sache ernstlich meinen. Vater Reinhard! Wenigstens darin wünschte ich Segen meiner Mühen, daß mein Junge an mir sähe, daß man was lernen kann, wenn man will, und daß man nicht reich, ja nicht einmal wohlhabend zu sein braucht, um Etwas zu lernen.

Die Alten müssen den Jungen mit gutem Beispiel vorangehen, dann wird das Vorwärtskommen gewiß nicht schwer werden, und die Leute nicht mehr so furchtsam machen, daß sie wie scheue Pferde nicht dran wollen. Daß sich Gott erbarm'! Es wird anders in der Welt, man weiß nicht wie und trotz alles Sträubens dagegen, und wer sich stemmt, um aufzuhalten, der giebt sich vergebliche Mühe. Man sollte lieber mit Verstand forthelfen, das wäre zweckdienlicher. Der Himmel fällt durch den Fortschritt gewiß nicht ein! Die Menschen sind doch gewiß nicht hauptsächlich nur für ein Jenseits bestimmt, sondern sie müssen auch auf der Erde das Rechte nnd Nützliche schaffen und wirken können.

Vater Reinhard. Das denke ich auch! Man muß forthelfen, und dazu dienen die Schulen für Erwachsene, weil die Leute dadurch verständiger werden, und nicht so in der Dummheit beschränkt bleiben.

Albrecht. Ich verdanke unserer Schule für Erwachsene Viel, und doch war sie erst in's Leben getreten. Wird sie erst länger bestanden haben, dann wird sie ihren Nutzen gewiß weiter ausbreiten. Manchen wird anfänglich die Neugierde hintreiben, wenn er aber den Nutzen merkt, wird er ernsthaft dabei bleiben, und dadurch der Unwissenheit, dem Müßiggange, dem Spiel, und dem Branntwein entzogen werden, weil er einsehen lernt, daß eine solche Lebensweise nicht die rechte ist, und daß man etwas Besseres thun kann.

Vater Reinhard. Darauf kommt's an, daß man durch den Unterricht die Untugenden meiden, und das Bessere thun lernt. Darin liegt der größte Vortheil des Lernens.

Albrecht. Ja! Aber auch noch Eins! Die Leute werden in den Schulen für Erwachsene bei gereifterem Verstande eine vernünftig Thätigkeit lernen, und geschickt werden zur Besorgung der Gemeindeangelegenheiten und zur Theilnahme an den Staatssachen. Warum sollte das der einfache Landmann in Deutschland nicht auch können, so gut wie der Bauer in Nordamerika. Die Menschen da drüben

über'm Meer sind keine andere Geschöpfe, als wir hier. Es hat mir Einer, der viele Jahre drüben gewesen und auch auch übrigens nicht auf den Kopf gefallen ist, erzählt, daß man da die Dinge, worauf nichts weiter ankommt, gleichgültig behandelt, aber die Hauptsache sicher kennt. Der Bauer dort, ist er in das Repräsentantenhaus, mit der zweiten Kammer der Landtage in unserem Deutschland zu vergleichen, gewählt, geht in seiner Lederhose dahin, ohne einen besonderen Anzug. Er bedarf dazu keiner besonderen Kleidung; aber er hat Kopf und Herz auf der rechten Stelle, und kennt seine Rechte, kurz er ist ein freier Mann außen und inwendig, durch und durch.

Vater Reinhard. Ja, Albrecht, es ist Viel zu bedenken. Wir Deutsche kommen ja erst jetzt so recht zur Besinnung, und es soll auf Einmal Viel anders werden. Es hat freilich viel gekostet, ehe wir nur so weit gekommen sind.

Albrecht. Darum muß mit allen Mitteln nachgeholfen werden. Die Kinder müssen darauf schon in der Schule vorbereitet, und die Erwachsenen auch im rechten Gleise erhalten werden, kurz, wir müssen immer daran denken, daß wir Alles, was wir von nun an thun, für uns und zu unserem Besten sein soll. Machen wir es also gut, so haben wir's gut; denn wie man sich bettet, so schläft man. Träge kommen zu Nichts!

Vater Reinhard. Das muß den Leuten in den Schulen für Große hauptsächlich vorgehalten werden, damit sie damit recht bekannt werden. Schwer oder unausführbar ist es nicht. Denn können sich in einem Orte die Erwachsenen nicht zu einer Abendschule wegen ihrer Wirthschaft fügen, so können sie ja eine Sonntagschule machen. Es ist ja sonst gegangen, und das geschah noch in meinen jungen Jahren, daß die jungen Leute, welche die Schule schon durchgemacht hatten, des Sonntags Nachmittag in die Kirche zu einer Kinderlehre mußten, wenn sie's auch nicht gerne thaten. Der Geistliche hielt darin strenge Zucht; es mußte geschehen. War also sonst zu einer Sonntagsschule Zeit, so muß die sich auch heute finden. Die jungen Bursche brauchen ja nicht so zeitig in die Schenke zu gehen, oder anderswo herum zu lungern. Es könnte wohl anders werden! Das Jahr hat ja zwei und funfzig Sonntage, ohne die Feiertage.

Albrecht. Dadurch würden bald mehr Verstand und Einsicht in

die Leute kommen. Das wäre besonders für die jungen Burschen gut, die Soldaten werden. Sie würden nicht wie verstandlose Maschinen den Dienst thun, sondern als freie Männer, die es wissen, was der Kriegsdienst für das Vaterland zu bedeuten hat. Freilich würde auch das Soldatenspiel der Mächtigen sein Ende erreicht haben, und in dem Soldaten würde der Mensch und freie Mann anerkannt werden. Es ist zu verwundern, wie ernsthafte und bejahrte Männer an dem Spiel mit geputzten Männern ihre Freude haben können. Es würde gewiß ebenso gut, und wohl noch besser ohne diesen Flitter um unser deutsches Heerwesen stehen, und dasselbe viel weniger kosten, und darum nicht mehr so arg an dem Mark des Volkes zehren. Es mag alles Mannhafte in's Heer eintreten, aber man mache die Sache nicht mehr so kostspielig, wie sie bisher gewesen ist.

Vater Reinhard. Das wird Alles anders werden, wenn die Leute, die jetzt die Kosten müssen aufbringen helfen, die Sache erst werden besser kennen gelernt haben. Die Leute müssen belehrt werden. Es giebt dabei freilich so manches Hinderniß zu überwinden; aber dadurch muß man sich nicht abschrecken lassen. Beharrlichkeit gelangt doch endlich zum Siege, und der Sieg lohnt die Anstrengung mit reichem Segen.

Zehntes Gespräch.

Der Dorfgeistliche.

Vater Reinhard. Nun, Albrecht, guten Tag! Wo kommt Ihr denn schon her?

Albrecht. Guten Tag! Ich war bei unserm alten Herrn Pfarrer. Ich mußte zu ihm, weil mich Etliche im Dorf darum baten, daß ich einmal mit ihm wegen unserer Sonntagsschule sprechen sollte. Man will dazu die Schulstube benutzen, und Ihr wißt es ja, daß

das Schulhaus ein Eigenthum der Kirche ist, worüber der Geistliche die Oberaufsicht hat.

Vater Reinhard. Der Mann ist ein alter, ehrwürdiger Greis, aber auch rechtschaffen und durch und durch deutsch gesinnt. Er wird Euch Euer Gesuch gewiß nicht abgeschlagen haben; denn der Unterricht des Volks liegt ihm gar sehr am Herzen. Das Besserwerden ist seine Freude.

Albrecht. Ja, das habe ich auch heute wieder erfahren. Er war bald willfährig meine Bitte zu erfüllen, und hat mir auch noch guten Rath gegeben, wie wir die Sache weiter betreiben sollen, damit sie zu Stande kommt. Er versteht die Sache auch.

Vater Reinhard. So ein Mann ist in einer Gemeinde ein wahrer Schatz! Unsereins ist beinahe mit ihm aufgewachsen und mit ihm alt geworden. Da weiß man nun aus tausend Fällen, wie der Mann ist, und daß er eben ein Pfarrer ist, wie er sein muß.

Albrecht. Und doch, wie Ihr wißt, giebt es jetzt nicht Wenige, die da sagen, wir brauchen weder Kirche, noch Geistliche, weil sie uns weder Brod, noch Fleisch, noch Zukost geben, noch auch uns die Geschäfte betreiben, eine Frau finden, noch Arbeit, oder Geld schaffen lehren; sie können uns weder vor Sturm, Hagel, großen Schneefall, Frost, Wassersnoth, großer Hitze und Krankheit bewahren.

Vater Reinhard. I nun, was spricht nicht der Leichtsinn, wenn er nur böse Exempel vor Augen hat. Es ist wahr, man kann's nicht leugnen, daß es gar manchen Pfarrer giebt, der nicht der rechte Mann zu so einem so hochwichtigen Amt ist; aber dennoch thut man sehr unrecht, deshalb den ganzen geistlichen Stand herabzusetzen. Man kann doch wahrhaftig nicht dem Stande zur Last legen, wenn Einzelne Etwas thun und gethan haben, was der rechtschaffene Mensch nicht gut heißen kann.

Ich will gar nicht von mir reden, wenn ich den geistlichen Stand in Schutz nehme; ich thue es aber, weil ich weiß, wie viel Gutes er wirken kann. Und Ihr werdet mir darin auch nicht unrecht geben, Albrecht!

Albrecht. Ich kann nicht anders! Es würde in gar manchen Stücken in einem Dorfe böse aussehen, wenn der Pfarrer nicht aufs Rechte hielt.

Vater Reinhard. Darüber ließ sich gar Viel sagen. Die Menschen sind nun einmal nicht, wie sie sein sollten, und es ist Erinnerung und Mahnung nothwendig, damit sie sich nicht ganz und gar vergessen. Die Predigt aus einem reinen Herzen, dem der Eigennutz und anderes böses Gelüste fremd ist, belehrt und gießt auch Balsam in die Herzen der Hörer. Die Schule zwingt es nicht allein, und die Menschen bedürfen auch in den reiferen Jahren vielerlei Belehrung. Der Geistliche übt ein gar wichtiges Lehramt, aber er muß es recht machen. Hat die Schule guten Grund gelegt, so baut die Predigt in der Kirche darauf weiter, nnd sucht die Gesinnung der Menschen zu läutern, damit die Schlacken, wie vom geschmiedeten Eisen, abfallen. Wirkt die Lehre, so werden die Leidenschaften gebändigt und der Mensch von der Rohheit befreit.

Albrecht. Vater Reinhard! Auf mich wirkt die Predigt allemal, weil ich sie nicht bloß höre, sondern auch zu Herzen nehme. Darum kommt mir auch der Sonntag mit den Feiertagen heiliger vor, als die Arbeitstage, obgleich alle Tage des Heern sind, und die Sonne an einem Tage so gut wie an einem anderen scheint. Mein Herz ist zwar an allen Tagen Gott zugewendet, aber wenn ich zur Kirche gehe, und die anderen Leute zur Kirche gehen sehe, da wird mir die Brust viel weiter durch die Gottesfurcht. Mag's nun sein, wie es will; ich habe es oft gesehen, daß Leute auf dem Kirchgange ihre Hand zur Wohlthätigkeit an Arme, die am Wege auf eine Gabe der Milde harrten, freiwillig öffneten, während sie in der Woche sich nicht leicht zu Gaben bewegen ließen.

Vater Reinhard. Ja, es ist Einem auch ganz eigen zu Muth, wenn man das Glockengeläute zum Kirchgang einladen hört; und in der Kirche singt man mit wahrer Herzenserhebung ein frommes Lied mit. Tritt endlich der Pfarrer hervor, da horcht man auf jedes Wort, das er spricht. Rügt er die Fehler der Menschen, so bedenkt man seinen eigenen Sinn, und greift sich prüfend in den eigenen Busen; belehrt oder ermuntert er, so sagt man ebenfalls zu sich, das Wort der Mahnung trifft auch dich, merke auf und nimm es zu Herzen.

Arbeitet der Mensch die ganze Woche hindurch, wie ein Lastthier, um das tägliche Brod, so erquickt ihn am Sonntage in der Kirche das Wort des Pfarrers. Ist gleich die Predigt sein Beruf, wie dem Arbeiter die tägliche Arbeit, so hat er es doch ordentlich gelernt, wie gepredigt werden muß, damit es die Leute begreifen, wozu sie in der Welt sind. Ein schlichter Landmann könnte das nicht. Darum bedarf er der geistlichen Belehrung und des geistlichen Trostes.

Albrecht. Das geistliche Amt ist nach meinem Dafürhalten so leicht nicht, als man meint. Ein Pfarrer muß gar Manches lernen, er muß die Menschen mit ihren Tugenden und Schwächen kennen, er muß aber auch das Alles so zu sagen wissen, wie es seine Zuhörer fassen können. Darum ist es nicht bloß gepredigt; es muß dazu gar Viel mehr sein. Es ist nicht allein die Taufe, oder die Feier des Abendmahls, oder eine Grabrede zum Trost der Freunde des Gestorbenen, oder auch die Trauung derer, die sich zum gemeinsamen Wandel durch's Leben verbunden haben; aber Alles zusammen genommen gehört zu dem Beruf des Pfarrers. Beweißt er sich in Allem als ein würdiger und verständiger Mann, dann wird er zum Freund und Rathgeber seiner Gemeindeglieder. Freilich darf er nicht bloß Gottesfurcht predigen, er muß sie auch üben, damit die Uebereinstimmung seines Wortes und seiner That Allen zum Vorbild und zur Bekräftigung der Lehre dienen. So beschaffen gleicht die Predigt dem fruchtbaren Frühjahrsregen.

Durch eine solche Predigt wird die Kirche ein wahrer Tempel Gottes, worin der Mensch sich selbst erkennen und die Mitmenschen als gleichberechtigte Brüder achten lernt. Hält sie die tägliche Arbeit um's Brod auseinander, weil sich der Eigennutz zwischen sie drängt und bethört, so einiget sie die Sonntagsfeier wieder, Arm und Reich,

Greise und Kinder, Männer und Frauen. Hier erinnert der Pfarrer von dem Predigtstuhl herab die Großen an die Niedrigkeit ihres Ursprungs, und die Armen an die hohe Bestimmung des ganzen Menschengeschlechts, die es in der unverkürzten Anerkennung der Menschenrechte in allen Menschen erfüllen soll.

Vater Reinhard. Die Kirche und die Predigt sind für den Landmann ein Heiligthum, mit dem er nicht leicht bricht. Dort fügt er sich, wenn er es auch sonst nicht thut. Ja, er lernt hier sogar Groll vergessen, und zur Versöhnung die Hand reichen, weil das Herz, durch Gesang und Predigt bewegt, offener und zutraulicher geworden ist. Und ist das nicht ein großer Segen, wenn Zwietracht und Haß der Versöhnung und brüderlichen Einigung Platz machen!

Das zu wirken, vermag der Pfarrer, wenn er sich die Liebe und Achtung seiner Gemeinde erworben hat. Es wird ihm möglich, weil er die Kinder schon von der Taufe an, so wie die Geschicke der Familien in Freud und Leid kennt. Besitzt er das Zutrauen der Gemeinde, so ist er ihr Berather, ihr Helfer und ihr Vertrauter. Darum weiß er aber auch am besten vom Unrecht abzumahnen und zum Guten anzureizen.

Albrecht. Vater Reinhard! Ihr und ich und wir Alle in der Gemeinde wissen es ja, daß bei uns kein Hader, keine Feindschaft und kein Streit zwischen Nachbarn, zwischen Eheleuten, zwischen Eltern und Kindern, oder zwischen Geschwistern aufkommt, weil der Pfarrer allemal dazwischen tritt und den Frieden erhält. Bei uns ist die Kirche eigentlich das Haus des Gottesfriedens. Und wenn man das so bedenkt, Vater Reinhard, so muß man den Pfarrer und die Kirche für nothwendig erachten, so lange die Menschen der Lehre und der Zucht in der Gottesfurcht bedürfen, um nicht in Rohheit, Unwissenheit und Trägheit zu verfallen. Geschähe das, so wäre es ein großes Unglück für die Menschheit.

Vater Reinhard. Ihr sprecht ganz aus meiner Seele. Dabei fällt mir eben ein Beispiel von dem großen Nutzen der Wirksamkeit eines Pfarrers ein. Wir sehen's freilich schon in unserer Gemeinde, aber hier herrschte doch ein guter Geist von dem seligen Vorfahr unseres jetzigen Pfarrers her. Ich habe das oft von meinem seeligen Vater erzählen gehört, wie der damalige Pfarrer auch ein liebreicher

Herr war, der die Leute auf den Weg zum Guten leitete. Seht, Albrecht, so pflanzt sich das Gute von den Vätern auf die Kinder und Kindeskinder fort, und trägt seine Früchte in die Herzen Aller, und in Haus und Hof, auf Feld und Wiese. Denn wie der Pfarrer über den Nutzen und die Wichtigkeit des Wohlwollens und Wohlthuns predigt, und den Zuhörern das auseinandersetzt und begreiflich macht, ebenso predigt er von dem großen Werth und Nutzen der Arbeitsamkeit und Friedsamkeit der Menschen. Das sind die Lehren, wenn die recht wirksam in der Menschen Thun und Treiben werden, dann vergeht die Rohheit, Härte und Trägheit, wie die Eisdecke des Winters unter den warmen Strahlen der Frühlingssonne, und die Milde der Menschlichkeit bemeistert sich des Verstandes und des Herzens der Menschen.

So ist es ehedem bei uns in der Gemeinde geschehen, so auch in dem Orte, von dem ich Euch erzählen will, und so wird es überall geschehen. Seht, Albrecht, weil ich das weiß und an ganzen Gemeinden und einzelnen Menschen, die sich sonst durch Nichts von ihren rohen Leidenschaften und wüsten Treiben wollten abbringen lassen, handgreiflich erfahren habe, darum halte ich Etwas auf den Pfarrer und die Kirche.

Albrecht. Wie Ihr, Vater Reinhard, denkt, so denke ich auch. Darum werde ich Eure Erzählung gern hören.

Vater Reinhard. Ich hab's gelesen, was ich erzählen will; aber es ist eine wahre Sache und keine ersonnene Fabelgeschichte. Es giebt im Elsaß, einem Land, das Deutschland vor zweihundert Jahren durch die Nachlässigkeit seiner Fürsten an Frankreich verloren hat, ein abgelegenes Gebirgsdorf, Steinthal, das hat eine Kirche und einen Pfarrer dabei. Indessen war bis vor etwa achtzig Jahren das Kirchdorf durch besondere widerwärtige Umstände ganz verfallen. Die Einwohner des Dorfes sahen auch gleichgültig zu, weil sie den Werth der Kirche und der rechten gedeihlichen Wirksamkeit eines Pfarrers noch nicht erkennen gelernt hatten. Bei diesem Verfall des Kirchenwesens blieb es jedoch nicht. War das Dorf auch früher schon arm, so wurde es mit der vernachlässigten Kirche noch ärmer. Die Hütten der Einwohner zerfielen beinahe, und die Einwohner wurden mit ihrer steigenden Armuth nachlässiger, träge, arbeitsscheu, unwissender, und so roh, daß sie fast völlig verwilderten. An Kenntnisse, und auch die ge-

wöhnlichsten, nämlich das Lesen der beiden Hausbücher der Dorfbewohner, eines Gesangbuches und der Bibel, war gar nicht zu denken. So waren die Leute sich selbst überlassen, und in ihrer Unwissenheit zu bedauern.

Endlich sollte die Pfarrstelle in diesem armseligen Dorfe wieder besetzt werden; aber es wollte sich kein Mann zur Annahme dieses Amtes finden, weil die Furcht vor der Armseligkeit der rohen Bewohner Jeden abschreckte. Da wurde sie einem jungen Mann mit Namen Oberlin angetragen, der, wenn ich nicht irre, gerade in der großen Stadt Straßburg lebte, die wegen der großen und kunstreich gebauten Kirche, Münster genannt, weit und breit berühmt ist. Derselbe liebte den Beruf zum Pfarramt mit aufrichtigem Herzen, und sehnte sich nach einem Amt, um der Menschen geistiger Wohlthäter werden zu können.

Der junge Oberlin kam selbst und sah das armselige und zerfallene Dorf. Er wurde bedenklich, indessen besiegte die Liebe zum Pfarramt seine Bedenken, und er trat in die Stelle ein. Nachdem er ins Dorf eingezogen war, begann er die Predigten, wie sie gewöhnlich sind. Er merkte jedoch bald, daß er den Leuten nutzlos predige, weil sie ihn nicht verstanden, eben weil sie zu ungebildet und roh waren. Natürlich konnte dem rechtschaffenen Manne daran Nichts liegen, daß die Leute zur Kirche kämen, ohne seine Predigt zu verstehen.

Diese Erfahrung machte ihm großes Herzeleid. Er sann unablässig auf Mittel, um das Uebel zu heben, weil ihn die Rohheit der armen Leute sehr schmerzte. Durch den Umgang merkte er auch ihre sehr große Unwissenheit, zu der sich auch hier die Rohheit in Sitte, Benehmen und Reden gesellt hatte. Kein anderes Mittel konnte er ausfindig machen, als den Unterricht aller Einwohner des Orts in den ersten Anfängen aller Kenntnisse, nämlich im Lesen. Eine solche Unwissenheit war auch natürlich, weil in diesem abgelegenen Orte bisher Niemand den Unterricht der Kinder besorgt hatte. Die Kinder wuchsen mit den Erwachsenen auf, wie das Jungvieh in einer Heerde. Wie konnte dabei Gutes herauskommen? Es ist unmöglich, daß Unwissenheit, in welcher der Mensch dem Thier nahe steht, gute Früchte der Menschlichkeit bringen kann. Das Alles erkannte der junge, um das

Wohl der Gemeinde besorgte Pfarrer, und entschloß sich, statt zu predigen, die Leute zu unterrichten.

Diesen Entschluß führte er bald aus, um keine Zeit für das davon zu erwartende Gute zu verlieren. Statt also am Sonntage die Kanzel zu besteigen und zu predigen, stellte er in der Kirche eine große Tafel auf, um darauf den Leuten das durch geschriebene Zeichen verständlich und begreiflich zu machen, was sie sonst nicht verstanden. So gelangte er nach und nach dahin, daß sie verständiger wurden. Sie lernten es endlich verstehen, was die Erde, die Welt, die Sonne, und die Sterne am Himmelszelt sind; sie lernten lesen, und das was sie lasen, fassen. Mit dem Verständniß änderte sich ihr Sinn, und ihre Rohheit verschwand allmälig.

Dieser Unterricht dauerte längere Zeit. Uebte der Pfarrer auch nicht das gewöhnliche Predigtamt, so doch ein segensreiches Lehramt. Sein Beispiel könnte allerdings in gar manchen Orten befolgt, und damit mehr Gutes erwirkt werden, als durch Predigten, welche die Leute nicht verstehen. Als der junge Oberlin wieder aus der Bibel zu predigen anfing, fiel der Saame des Guten in einen wohlzugerichteten Boden, und trug reichlich Früchte. Die armen Bewohner erkannten nun ihre schlimme Lage; sie bemerkten das Unbehagliche ihrer Armuth und ihrer verfallenen armseligen Hütten; sie bemühten sich aber auch, durch angestrengtere Thätigkeit aus der Armuth herauszukommen, und ihre Hütten wohnlicher zu machen, und darum Gärten anzulegen. So veränderte sich mit dem Sinn der Bewohner das Ansehen des Dorfes. War es früher abschreckend, so wurde es jetzt freundlich. In Allem aber ging der Pfarrer mit gutem Beispiel voran, so große Sorge, Mühe und Entbehrungen es ihm auch kostete. Er that das Alles gern, weil er den Beruf, zum Wohl der Menschheit zu wirken, ganz erfüllen wollte. Für sich blieb ihm als höchster Lohn, das freudige Bewußtsein, Gutes gethan zu haben.

Den Genuß dieses schönen Lohnes gewährte dem rechtschaffenen Prediger, den er durch ungewöhnliche Thätigkeit und Anstrengung wohl verdient hatte, die Vorsehung länger als funfzig Jahre in der Amtswirksamkeit. Durch ihn wurde das Dorf eins der wohlhabendsten in der ganzen Umgegend, und zeichnete sich besonders auch durch sein freundliches Ansehen aus. Der Pfarrer blieb in seinem Werk bis an

sein Lebensende, obgleich mehrmals der Ruf zu einer fremden Gemeinde an ihn kam. Er ward von seiner Gemeinde wie ein Vater verehrt.

Albrecht. Ja, Vater Reinhard, Ihr habt mir ein erhebendes Beispiel von segensreicher Wirksamkeit eines Pfarrers erzählt. Es ist wahr, so ein Mann vermag Viel, sehr Viel, wenn er seinen Beruf wahrhaft lieb hat. Er kann die Menschen lehren und bessern, und wenn er's in reiner Liebe zur Menschheit in der rechten Thätigkeit thut, dann hilft er den Menschen zum irdischen und geistigen Wohlsein, und ist durch seine Wirksamkeit ein Gottesmann.

Eilftes Gespräch.

Volksbibliotheken.

Friedrich. Vater Reinhard, wißt, heute möchte ich gern das mit Euch besprechen, was ich schon lange auf dem Herzen und auch schon einmal erwähnt habe.

Vater Reinhard. Mir ist's recht, aber ich weiß nicht mehr, was Ihr meint.

Friedrich. Mann nennt es Volksbibliotheken, oder altväterisch Bücherei. Wie die Sachen heut mit dem Volk stehen, so denke ich, ist das ein gar wichtiger Gegenstand. Es geht heute einmal nicht mehr, daß man ohne Kenntnisse fortkommt, und es haben sich schon viele Menschenfreunde seit langer Zeit um die Einrichtung von Volksbibliotheken bemüht.

Vater Reinhard. Es ist wahr, man kommt heute ohne Bücher nicht mehr gut mit fort. Man ist deshalb noch lange nicht ein Gelehrter, der die Nase immer im Buche stecken hat, aber man findet nirgends über gewisse Dinge bessere und schnellere Belehrung, als in

Büchern. Freilich muß man auch so lesen können, daß man das, was man liest, faßt; sonst nützt Einem ein Buch nichts.

Friedrich. Auf dem Lande ist es lange Zeit mit dem A B C Buch, dem Katechismus der Hauptstücke, einem Gesangbuch und der Bibel gegangen; diese Zeiten sind aber vorüber, und es gehen Einem heute ganz andere Dinge an's Herz, als in jenen Büchern verhandelt werden. Die Menschheit schreitet fort, und dabei kommt so Vielerlei zur Sprache, woran man früher nicht gedacht hat. Ich will nur gleich Eins erwähnen, was mir eben einfällt; das ist die Auswanderung. Diese betrifft jetzt das ganze deutsche Volk, weil die Auswanderer gleich zu Hunderten und Tausenden das liebe Vaterland verlassen, wie die Zugvögel. Früher gingen nur Einzelne, wie Abenteurer, fort. Jetzt lesen die, welche fortziehen, erst Bücher über Nordamerika und Australien, ehe sie das eine oder andere Land zur Auswanderung wählen.

Das ist nur Eins; aber es giebt doch noch manche andere Dinge, über die man sich aus Büchern unterrichten muß. Dazu gehören die Geschwornengerichte, Arbeiter-Association, Proletariat, Socialismus, Communismus, constitutionelle Monarchie, Republik, Preßfreiheit, Vereinsrecht, die Landtagsverhandlungen, die Landesgesetze, und auch die mancherlei Regierungssachen, Freihandel, Schutzzoll, und was dergleichen Dinge noch mehr sind.

Vater Reinhard. Allerdings muß sich auch der einfache Landmann, sei er nun Gutsbesitzer, Handwerksmann oder Tagelöhner, heute um alle diese Dinge kümmern; es geht nicht anders. Wie viel kommt nicht darauf an, das recht zu verstehen, was mit den fremden Namen Communismus, Socialismus, Proletariat und Arbeiter-Association gemeint ist. Der Hundertste versteht diese Dinge entweder gar nicht, oder ganz falsch. Das ist aber gewiß ebenso schlimm, als wenn man sich gar nicht darum kümmern wollte.

Friedrich. Ja, sich gar nicht darum kümmern, das geht nicht mehr! Die Zeit ist zu bewegt, und man weiß noch nicht, wo die Sache hinaus will, und wir stecken doch Alle in der Bewegung. Es ist, als wenn Alles anders werden wollte und müßte. Wenn bisher nur die Großen und Reichen das Wort in der Welt und in der Regierung führten, so kommt darin nun auch die Reihe an den einfachen Landmann, Handwerker und Arbeiter. Die neuen Gesetze nehmen sich

endlich auch dieser Klasse der Staatsbürger an, um sie aus ihrer bisherigen Niedrigkeit zu erheben.

Das thun ja die neuen Grundrechte der Deutschen durch den zweiten Artikel, Paragraph 7. „Vor dem Gesetze gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft. Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich.“ Damit hört nun mit einem Strich die sonstige Niedrigkeit der Armen auf. Die Armuth und die Nothwendigkeit des Arbeiterstandes bleibt allerdings, weil das nicht anders sein kann; aber es werden doch endlich in den Armen und Arbeitern die Menschenrechte anerkannt, so gut wie in den Großen und Reichen.

Vater Reinhard. Darin erkenne ich Alter eine große Veränderung gegen sonst. Es ist ein großer Fortschritt, den sich die endlich aus der Niedrigkeit erhobene Arbeiterarmuth nicht wieder zu Nichts machen lassen wird. Sie erkennt den Vortheil recht gut, und weiß, was er zu bedeuten hat. So wenig sie sich diesen Vortheil wird wieder entreißen lassen, so wenig kann es auf den alten Fuß wieder zurückkommen.

Friedrich. Aber, Vater Reinhard, darum werden doch die sonst niedrigen, und jetzt mit den Großen gleichberechtigten Arbeiter, die sich von ihrer Hände Arbeit nähren, auch um Mehr kümmern und den Kopf mit den Augen aufthun müssen, um zu sehen, wie ihre Sache steht. Sie dürfen es nun nicht mehr so hingehen lassen, wo es den Hang hin hat.

Wir müssen heute, wie vernünftige Leute, von dem Vereinsrecht Gebrauch machen, und zusammen kommen, um über unsere Angelegenheiten, in denen es sich um unser Wohl und Wehe handelt, gemeinschaftlich zu berathen. Vereinigt kann man Viel durchsetzen, was der Einzelne auch mit der besten Einsicht und dem besten Willen nicht vermag. So ist es in den Gemeindesachen, so auch in den Staatssachen.

Freilich gehört dazu auch, daß nicht bloß Einer oder Etliche die Sache verstehen; Alle müssen sie dieselbe kennen und das, was darüber verhandelt wird, begreifen. Da ist es denn nun nothwendig, daß Alle lesen können und in den Feierabendstunden lesen, wenn sie nicht zu Vereinsversammlungen gehen.

Vater Reinhard. Ihr habt Recht, Friedrich. Wir wissen

auch Beide, daß Mancher gern so ein Büchelchen zur Hand nehmen würde, um sich daraus zu unterrichten, wenn er Abends an seinem Tisch bei der Lampe sitzt und Feierabend hat. Aber wo ein Buch hernehmen im Dorf? Das Geld hat der arme Arbeiter nicht übrig, um sich selbst Eins kaufen zu können. Das ist das Schlimmste in der Sache!

Friedrich. Und die Folgen, Vater Reinhard! Ich denke an das Sprichwort: „Wie die Alten, so die Jungen.“ Gewiß würden die Kinder und die jungen Burschen sich auch nicht mehr in die Schenke, an das Kartenspiel und den Branntweintrunk gewöhnen, wenn sie an den Alten sehen, wie diese ihre Feierabende zum Lesen nützlicher Bücher brauchen. Ehedem lief man auch nicht so in die Schenke zum Branntwein und Kartenspiel, weil man zu Hause lieber in der Bibel oder im Gesangbuch las. Davon ist man freilich abgekommen; aber es wäre gut, wenn man es heute wieder im Lesen den Vorfahren nachmachte, um sich in nützlichen Dingen zu unterrichten.

Vater Reinhard. Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen; denn wer das Gute kennt und thut, der unterläßt das Schädliche. Was nützt denn das Kartenspiel und das Branntweintrinken? Das soll mir Einer sagen. Und darum bin ich ganz Eurer Meinung, Friedrich, daß nützliche Bücher lesen besser ist, weil es nicht bloß in der Gegenwart, sondern auch für die Zukunft Gutes wirken würde. Wie soll denn der eine Sache geschickt behandeln können, der Nichts davon versteht? Es liegt also in Jedes Vortheil, sich gehörig zu unterrichten. Aber ich frage wieder, wo die Bücher zum Lesen hernehmen, wenn man kein Geld hat, solche Sachen kaufen zu können? Seht, Friedrich, das ist die Frage.

Friedrich. Ich habe einen ganz besonderen Gedanken, Vater Reinhard! Seht, wenn die jungen Mädchen und Burschen zum Jahrmarkt in die Stadt gehen, da geben sie in den Buden manchen Groschen für ihre Monats- und Lebensblätter aus, weil sie glauben, es stände ihre Zukunft darin beschrieben. Und das ist doch ein großer Irrthum! Man braucht darüber kein Wort zu verlieren; denn wie soll denn der Sterbliche so in die Zukunft sehen können, daß er die Zukunft eines andern Sterblichen so haarklein beschreiben könnte. Das ist ein Betrug, durch den man den Leuten nur das Geld aus der Tasche locken

will. Die armen Leute betrügen sich und lassen sich betrügen; denn das Blättchen, was sie erhalten, nützt ihnen gar nichts. Sie würden besser thun, wenn sie ein anderes Schriftchen, oder einen Pfefferkuchen in der daneben stehenden Bude kauften. Haben die Leute zu solchen Dingen Geld, und reut es sie nicht, es dafür auszugeben, warum sollten sie es nicht ebenso gern für Schriftchen ausgeben, die ihnen wirklich Etwas nützen.

Das müßte den Leuten in der heutigen Zeit begreiflich gemacht werden, die nicht von selbst auf solche Gedanken kommen.

Wie nun, Vater Reinhard, wenn man in einem Dorfe Alle, die auf dem Jahrmarkt einen Groschen für ihre Monatsblätter ausgeben wollen, dazu veranlaßte, ihre Groschen in eine Kasse zusammen zu legen, um dafür ein nützliches Büchelchen zu kaufen? Was sagt Ihr zu diesem Vorschlage, Vater Reinhard?

Vater Reinhard. Ich halte Eure Ansicht für ganz gut; denn das Geld würde dann nicht für unnützes Zeug vertrödelt, und die Leute bekämen etwas Ordentliches in die Hände.

Bringt doch Euren Vorschlag einmal in einer Gemeindeversammlung, oder in der Vereinversammlung vor. Er käme dann doch zur Sprache, und würde gewiß auch Freunde finden, die zur Ausführung helfen würden. Denn man muß sich in solchen Dingen nicht zu sehr auf Behörden und Regierung verlassen, die haben zu viel Anderes zu thun, und wenn's auf Geldunterstützung abgesehen wäre, zu wenig übrig. Es kommt ja doch Alles aus unsern Taschen, was die Staatskasse hat. Was also in der Sache, die wir besprechen, geschehen muß, dazu müssen die Leute selber Kopf, Hände und Beutel rühren. Dadurch kommt man am schnellsten und sichersten zum Ziel.

Friedrich. Euer Vorschlag ist gut. Ich werde es so machen.

Vater Reinhard. Aber noch Eins fällt mir ein, Friedrich! Ihr seid Mitglied des Vereins in unserm Dorfe, Ihr steuert zu der Vereinskasse; wie alle Mitglieder; wie dann, wenn sich der Verein der Anschaffung von nützlichen Büchern für's Dorf annähme? Das ginge doch recht gut durch Hülfe der Vereinskasse. Die angeschafften Bücher könnten entweder in den Vereinsversammlungen vorgelesen werden, oder würden in der Reihe herum an die Vereinsmitglieder abgegeben. Auf diese Weise lernte sie das ganze Dorf kennen.

Ich denke, eine solche Wirksamkeit schickte sich ganz gut für den Verein, weil er das Gute und Nützliche für Alle fördert.

Friedrich. Ich bin Eurer Meinung, und ich werde die Sache schon in der nächsten Vereinsversammlung beantragen. Es ist allerdings schwer, etwas Gutes in's Werk zu setzen, und daß es viel Mühe kostet, ehe es gelingt; aber was geschehen muß, davon darf man nicht ablassen, bis die Sache gelungen ist.

Vater Reinhard. Recht so, Friedrich! Ich kenne Euch und weiß, daß Ihr's durchsetzen werdet. Für unser Dorf wird es gelingen, wenn es auch Mühe kosten wird, die Sache einzurichten. Denn der Anfang ist in allen neuen Dingen schwer. Denkt man über die Sache weiter nach, da sieht man, daß man nicht so ins Wesen hinein gleich jedes Buch kaufen kann. Man muß das Beste wählen, und das so geschrieben ist, wie es die Landleute verstehen können. Gelehrte Bücher, wie sie drin in der Stadt in der großen Bibliothek zu Tausenden stehen, die nützen uns nichts.

Wir wollen Bücher mit der Geschichte vergangener Zeiten, weil sie belehrt und warnt; Bücher über das Leben und die Schicksale großer Männer und Frauen; Bücher über Städte, so wie über fremde Länder, mit etlichen Landkarten; Bücher über Thiere und Pflanzen, weil der Landmann daraus gar Vielerlei Nützliches lernen kann; Bücher über Obstbau, Gemüsebau, Weinbau, Flachsbau, Hopfenbau, Kleebau, Feldwirthschaft; auch ein Buch mit guten Predigten, die den Kopf über die geistlichen Dinge aufklären; gute Bücher mit deutschen Liedern und Gedichten, und wo möglich die Schriften der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller, nämlich die von Schiller, Körner, Bürger, die das Volk als sein schönes Eigenthum kennen muß. Solche Bücher nützen dem Landmann, und machen ihn verständig.

Friedrich. Ich werde in der Gemeindeversammlung auch den Vorschlag machen, daß jeder Hauswirth vierteljährlich 1 oder 2 Groschen zum Bücherkauf geben soll. Das würde keinen drücken, und man käme bald zum Ziel. Ich denke, es schließt sich Keiner aus.

Vater Reinhard. Aber wie soll's denn mit der Verwaltung der Bücher und der Bücherkasse gehalten werden? Das ist doch auch ein Punkt, der bedacht sein will!

Friedrich. Das denke ich mir so; entweder könnten die Bücher

in einem Schrank in der Schulstube aufgestellt werden, und der Schullehrer dieselben ausgeben und die Liste darüber führen, damit man weiß, wo die Bücher sind; oder man stellt sie in der Gemeinderathsstube auf, und der Gemeinderath hat die Verwaltung, so wie die Einnahme der Beiträge zum Bücherkauf zu besorgen. Dem Gemeinderath könnte man sie übergeben, wenn die Schullehrerwohnung nicht genug Platz und der Schullehrer in seiner Amtsthätigkeit zu wenig Zeit für die Bücherbesorgung hätte.

Wenn ich Alles recht überlege, so wäre es unter allen Umständen das Beste, die Anschaffung nützlicher Bücher auf dem Lande zu einer Gemeindesache zu machen. Die Bücher würden dann Eigenthum der Gemeinde für alle Zeiten. Außerdem könnten Alle im Dorfe aufgefordert werden, Nichts für unnöthige Büchelchen und Blättchen auf Jahrmärkten wegzugeben, dagegen lieber das Geld der Gemeindebücherkasse zuzuwenden, und lieber aus der Büchersammlung der Gemeinde Bücher zu nehmen.

Vater Reinhard. Es wäre dann leicht, die Volksbibliotheken ohne Kosten zu erweitern, wenn sich benachbarte Ortschaften dahin vereinigten, sich gegenseitig Bücher aus ihren Sammlungen zu leihen. Das wäre auch ein Verein, und gewiß zu etwas Gutem und Nützlichen; und das zu thun, dazu sollten doch die Menschen allezeit bereit sein. Will also Jemand ein nützliches Buch der Gemeindebibliothek schenken, so sei ihm das unbenommen. Ein gutes Beispiel ermuntert Viele. Es giebt ja viele Wohlhabende, die ein Buch kaufen können. Die erwerben sich ein Verdienst, wenn sie sich an einem guten Werk für's Allgemeine mit ihren größeren Kräften betheiligen! Ich glaube es auch, sie werden es thun!

Friedrich. Wir haben wieder einmal aus Herzensgrunde dem Guten nachgeforscht; aber der Abend ist darüber hereingebrochen, und ich muß gehen. Lebt wohl!

Zwölftes Gespräch.

Die Zustände der Arbeiter.

Friedrich. Ihr sitzt ja recht in Gedanken, und seht dabei so bekümmert aus, als wenn Euch eine schwere Sorge drückte.

Vater Reinhard. Lieber Friedrich, welchen rechtschaffenen Mann drückten denn heute nicht Sorgen? Ich meine das nicht so, als wenn mich der Schuh drückte und ich den Kopf um meinetwillen hängen müßte; das nicht. Aber, Ihr wißt es ja auch, wie weit es mit den Arbeitern endlich gekommen ist. Die Leute sind ohne ihre Schuld in eine Lage gekommen, aus der sie sich gewiß nur mit großer Anstrengung werden herausarbeiten können. Das ist es, was mich so sehr drückt, Friedrich! Wer das Alles so kennt, und ein menschliches Herz im Leibe hat, dem muß diese Sache Sorge machen.

Friedrich. Ja wohl; denn man weiß ja nicht, wo die Sache hinaus soll und will. Wie es kommt, das weiß nur Gott! Gleichgültig kann man aber dabei nicht bleiben; man muß aber wünschen, daß die Sache sich zum Guten für die Arbeiter wendet. Wie ich das meine, will ich Euch bald sagen.

Vater Reinhard. Ich will's auch, daß den Armen und Gedrückten geholfen werde; aber es wäre nicht gut, wenn der Stand der Arbeiter so zur Herrschaft käme, daß alles Andere, so zu sagen, erdrückt würde. Das kann ich nicht für gut halten.

Friedrich. Ich weiß nicht ganz sicher, wie Ihr es meint, aber ich halte den Arbeiterstand für den wichtigsten im Staat und Volk; ohne ihn kann die menschliche Gesellschaft nicht bestehen. Die Arbeit ist ja die Seele des Lebens, und wenn das Kapital nicht schwinden soll, so ist die Arbeit dazu nöthig. Und wie die Arbeit sich vermindert, so nimmt auch das Kapital ab.

Vater Reinhard. Aber, Friedrich, Ihr habt's doch gewiß auch schon oft gehört, daß Geld die Loosung ist, und seht, wenn man das

festhält so muß man auch dem Kapital seinen Theil gesichert wünschen. Das ist meine Ansicht.

Friedrich. Ganz recht! Aber das Kapital kann doch nicht anders, als durch Arbeit erworben werden, und wenn es im Goldlande Kalifornien wäre. Denn auch da sind Arbeiter nöthig, damit das Gold aus dem Sande ausgewaschen wird; also ohne Arbeit geht's hier nicht und auch nirgend anders. Also Arbeit, Arbeit! Das ist die Quelle für das Kapital! So sehe ich die Sache an.

Vater Reinhard. Ich kann Eure Ansicht nicht gerade tadeln; aber ich begreife noch nicht, warum das Kapital hintenan gesetzt werden soll. Es geht doch einmal nicht ohne Kapital.

Friedrich. Das ist es eben, was die Verhältnisse in unserer Zeit so schlimm gemacht hat; sonst war das nicht so. Da ging es wohl ohne Kapital, wenn der Mann nur sein Handwerk oder seine Arbeit recht verstand. Er verdiente sich damit sein Brod, und es blieb ihm auch noch Etwas übrig. Wie ist es denn aber jetzt, Vater Reinhard? Jetzt schützt das Handwerk, das sonst einen goldenen Boden hatte, nicht einmal vor Nahrungssorgen und Noth, wenn der Mann nicht zugleich Kapital hat. So weit ist's mit der Arbeit gekommen; und das ist gewiß ein verkehrtes Verhältniß.

Vater Reinhard. Ihr seht also doch, sagt es selber, daß es mit dem, der Kapital hat, geht; und da hätte ich am Ende doch Recht, daß das Geld die Hauptsache ist.

Friedrich. Das kann ich Euch nicht zugeben! Die Sache und das rechte Verhältniß ist, aus der Arbeit muß das Kapital hervorgehen, aber nicht umgekehrt, aus dem Kapital die Arbeit. Wenn auch jetzt die Arbeit ohne Kapital lahm geht, so ist damit noch durchaus nicht die größere Berechtigung des Kapitals vor der Arbeit erwiesen. Das Verhältniß besteht allerdings so, aber man muß zugleich sagen, leider! Denn man sieht es ja täglich, wohin in diesen Verhältniß der Handwerkerstand und Arbeiterstand gerathen ist, — in das tiefste Elend, in dem ihm fast Nichts übrig geblieben ist, als die Augen, um es ansehen zu müssen. Das Kapital hat sein Uebergewicht erlangt, wie es scheint, durch die Absicht der Vorsehung, daß die Schädlichkeit und Nichtigkeit des Kapitals für Menschenwohl deutlich erkannt werden soll.

Die Menschen lebten so lange, als das Kapital ein so großes Uebergewicht auf die Gewerbe und Arbeit noch nicht hatte, viel glücklicher. Sie freuten sich der Arbeit und schätzten das Geld, was sie sich erarbeitet und erspart hatten. Wie gehen denn die Leute jetzt damit um? Ihr wißt es ja auch, Vater Reinhard!

Vater Reinhard. I nun ja; die Einen verschwenden es, weil sie es nicht durch Arbeit erworben haben, und die Andern halten den Mammon für ihren Gott, den sie wie dreiköpfige Drachen bewahren. Beides sollte nicht sein; ich billige das nicht. Ich schreibe es dem Leichtsinn zu, daß die Menschen so geworden sind.

Friedrich. Aber woher kommt denn der Leichtsinn? Ich kann dessen Quelle nirgend anderswo finden, als eben darin, daß die Arbeit aus ihrem alten wohlverdienten Recht durch die List des Kapitals verdrängt worden ist. Das hat schädlich auf die Menschen und auf die Arbeiterzustände gewirkt. Wie die Arbeiterzustände sich verschlimmert haben, so auch die Menschen; das ist der natürliche Lauf der Dinge. Darum wenn die Menschen und Zeiten wieder besser werden sollen, so müssen vor Allem die Arbeiterzustände auf einem natürlichen Verhältniß wieder hergestellt werden. Und dies Verhältniß ist, die Arbeit muß ihre frühere Wichtigkeit wieder erhalten.

Vater Reinhard. Aber wie das machen? Das ist die schwere Aufgabe!

Friedrich. Die Aufgabe ist zwar schwer, aber ausführbar, und sie wird ausgeführt werden, weil die Arbeiter ihre heutige Stellung erkennen und es wissen, daß das Kapital die Arbeiter nicht entbehren kann. Sollten die Großen und Reichen so verblendet sein, daß sie Schutz des Kapitals vom Kapital erwarten, so werden sie mit der Zeit eine sehr schmerzliche Enttäuschung erfahren.

Keineswegs geht der deutsche Arbeiterstand auf Raub und Plünderung des fremden Eigenthums aus, nein, das ist ihm zu niedrig; aber er wird sich als eine unüberwindliche Macht geltend machen, oder steht vielmehr schon als eine Macht da, die unaufhaltsam wächst. Wo steht ihm eine gleich große Macht gegenüber? Nirgend! wird Jeder antworten, der sich nicht über die Zeit täuscht. Das ist es, worauf es in der Frage über die Arbeiterzustände ankommt.

Vater Reinhard. Allerdings treten die Arbeiter jetzt sehr ernsthaft auf. Das kommt daher, weil sie das Vereinsrecht benutzen.

Friedrich. Darin sieht man den großen Vortheil, den das Vereinsrecht dem Volk gewährt. Vereinzelt würden die Arbeiter mit dem besten Willen Nichts ausrichten und untergehen. Sie treten aber jetzt zusammen, berathen und beschließen unter sich, und ihre gerechte Sache wird siegen durch die Vereinigung.

Vater Reinhard. Aber die Regierungen haben sich doch der Arbeiter angenommen.

Friedrich. Ja berathen, geschrieben und gedruckt ist schon Viel in dieser Sache, doch genützt hat das Alles noch sehr wenig. Hier thut eine gründliche und nicht zu spät kommende Hülfe Noth, und diese können sich die Arbeiter nur allein durch Veränderung ihrer Stellung im Volksleben schaffen. Sie müssen sich selber heben, um die Arbeit wieder zur gerechten Anerkennung zu bringen, und auch die Achtung der Menschenrechte festzustellen.

Vater Reinhard. Also hätten die Arbeiter eine doppelte Aufgabe zu lösen.

Friedrich. Allerdings! Und wie die Sache der Arbeiter jetzt steht, so wird durch sie wohl das bürgerliche Leben ein anderes Ansehen erhalten. Denn wenn die Arbeit in ihr wohlverdientes Recht eingesetzt wird, und in den Arbeitern die ihnen bisher, den privilegirten und bevorrechteten Ständen gegenüber, versagten Menschenrechte zur Anerkennung kommen, so werden die gesellschaftlichen Zustände sich von selbst anders gestalten.

Wie weit aber diese Veränderung um sich greifen wird, das läßt sich indessen, nach meiner Ansicht, nicht im Voraus bestimmen. Das ist jedoch höchst wahrscheinlich, daß sie sehr einflußreich werden wird.

Vater Reinhard. Alles will ich gehen und gelten lassen, wenn es zum Besseren kommt, aber wie das Geld und Kapital seine bisherige Geltung verlieren soll, das kann ich noch nicht so recht begreifen. Darum höre ich Eure Ansichten darüber gern.

Friedrich. Ich denke, es liegt in den Verhältnissen, Vater Reinhard, daß wenn die Arbeiter in der menschlichen Gesellschaft eine einflußreichere Stellung, als sie bisher hatten, erringen, so erhält dadurch die Arbeit einen höheren Werth. Das ist nicht anders möglich, weil

die Arbeiter und die Arbeit eben so wenig getrennt werden können, als der Reiche und das Kapital. Wie also bisher die Reichen durch das Kapital das Uebergewicht über die Arbeit gehabt haben, so muß es mit der Arbeit durch die Arbeiter geschehen, wenn diese zur Herrschaft gekommen sind. Der Arbeiter hat ja nichts Anderes, als Arbeit. Die ist sein Besitzthum, von dem er sich nähren muß und auch möglichst gut nähren will.

Wenn das Kapital herrscht, so kann man das nur für einen großen Mißbrauch halten, wenn nicht gar für ein Zeichen der ärgsten Zerrüttung der bürgerlichen Lebensverhältnisse. Daß das nicht ohne Grund ist, beweißt die wirkliche große Noth, wodurch alle Arbeiter leiden, wenn sie nicht etwa wegen ihres Vermögens mehr zu den Kapitalisten, als zu den Arbeitern gehören. Wenn die Macht des Kapitals eine so wohlthätige wäre, so könnte die wirklich herrschende Noth gar nicht eingetreten sein, nachdem das Kapital schon so lange alle Verhältnisse beherrscht hat. Habe ich Recht, oder Unrecht, Vater Reinhard?

Vater Reinhard. Was die Noth betrifft, so muß ich Euch Recht geben. Die sollte freilich nicht sein; denn je länger sie dauert, desto ärger wird sie. Sie greift immer weiter um sich, und erfaßt zuletzt auch noch die, welche in ein Paar Thalern Vermögen Schutz dagegen zu haben meinen. Sie zehren das Geld beim Mangel an Verdienst auf, und sind dann arm.

Friedrich. Hier könnt Ihr Euch gleich überzeugen, daß nicht das Geld gegen die Noth und Armuth auf die Dauer schützen kann, wenn die Arbeit nicht haushält. Seht, Vater Reinhard, da habt Ihr deutlich das Widerspiel zwischen Arbeit und Kapital.

Vater Reinhard. Ja wahrhaftig, Friedrich, wenn ich's mir ruhig überlege, so muß ich Euch Recht geben, und ich erkenne, daß ich dem Kapital viel mehr Werth zugeschrieben habe, als es eigentlich hat. Aber in dem Glauben, welchen Ihr mir eben zu Nichts gemacht habt, leben sehr viele.

Friedrich. Das ist eben das Schlimme, weil diese Leute dem Beginnen der Arbeiter so harten Widerstand leisten. Und doch haben sie keinen vernünftigen Grund für ihr Widerstreben; bloß der Eigennutz treibt sie, der schafft aber überall, wo er übertrieben wird, nichts Gutes. Das ist eine allbekannte Sache.

Vater Reinhard. Aber ließ sich nicht vielleicht der Kampf zwischen der Arbeit und dem Kapital, oder den Arbeitern und Reichen, dadurch zur Zufriedenheit beider Theile beendigen, daß die Arbeitgeber den Arbeitern einen höheren Lohn gäben. Ich meine, das wäre für die Arbeiter das Vortheilhafteste, und das Leben käme wieder in den ruhigen Gang, aus dem es herausgeworfen worden ist.

Friedrich. Arbeiter wird es immer geben, aber die Arbeit kann nicht länger in dem gedrückten Verhältniß bleiben. Diesem Uebel kann jedoch auch ein erhöhter Lohn nicht mehr abhelfen, weil ein solcher das Verhältniß der Arbeit zu dem Kapital in gar nichts ändern kann. Der Arbeiter erhält durch erhöhten Lohn höchstens wöchentlich ein Paar Groschen Geld mehr, die gehen aber mit auf, weil die Preise aller Lebensbedürfnisse mit einer allgemeinen Lohnerhöhung steigen würden, ja die größere Einnahme würde vielleicht nicht einmal die höheren Preise der Lebensbedürfnisse decken, und der Arbeiter gerieth trotz des höheren Lohnes in noch größere Noth, bliebe aber mit seiner ganzen Arbeitsfähigkeit und Geschicklichkeit in der alten gedrückten Lage.

Ihr könnt ja das auch beurtheilen, Vater Reinhard; sagt einmal, ob ich nicht Recht habe, daß es bei dem höheren Lohn so kommen würde.

Vater Reinhard. Ich gebe Euch darin Recht. Wenn ich Euch nun auch übrigens Alles über das mißliche Verhältniß der Arbeit zum Kapital zugebe, so sagt mir aber noch, wie es mit den Arbeitern in den Fabriken werden soll; denn man muß doch am Ende einen Unterschied in den Arbeitern machen; ob es gewöhnliche Handarbeiter sind, oder Handwerker.

Friedrich. Allerdings, Vater Reinhard, unterscheiden sich die Arbeiter nach der Art ihrer Arbeit, aber Arbeiter sind sie doch Alle ohne Unterschied; denn sie müssen sich durch ihre Hände nähren, und brauchen auch Alle den Kopf dabei, weil sie ihre Arbeit verstehen müssen.

Ueber die Fabriken sage ich das, daß durch sie im Allgemeinen der Arbeiterstand in sein jetziges mißliches Verhältniß versetzt worden ist. Der Arbeiterstand hat durch dieselben seine Selbstständigkeit verloren; das kann man nicht leugnen. Dieser Verlust ist eine Quelle der Noth des Arbeiterstandes, die wie eine ansteckende Krankheit

Alles ergriffen hat. Durch die Fabriken, dann durch die Mittel des Börsenspiels und der Staatsanleihen ist das Kapital zur Herrschaft gelangt. Und faßt man die Fabriken und alle fabrikartigen Arbeitswerkstätten so recht scharf in's Auge, so sieht man es deutlich, daß ein reichlicher Verdienst dem Arbeiter nicht viel hilft, weil er wieder Alles theuer kaufen muß, da er sich nichts Anderes weiter zum Lebensunterhalt schaffen kann, als das Geld, womit er bezahlen muß. Die Leute verdienen allerdings nirgends mehr Geld als in den Fabriken, und so lange Aufträge zur Arbeit an den Fabrikherrn eingehen, ist der Verdienst sicher; aber man frage einmal, wo und wie viele wohlhabende Fabrikarbeiter giebt es denn? Unter den Tausenden nur Wenige, wenn nicht menschlich gesinnte Fabrikherrn ihren Arbeitern durch besondere Einrichtungen von Sparkassen, Krankenkassen und auf andere Weise ein gutes Loos für die Zukunft bereiten. Menschliche Fabrikherrn vermögen allerdings sehr Großes durch ihre Vorsorge für die Arbeiter zu leisten.

Solcher rechtschaffenen Fabrikherrn, die in dem Arbeiter den Menschen erkennen, giebt es aber leider nicht Viele; die meisten betrachten den Arbeiter nur wie eine Maschine, die man nutzt, so lange sie aushält, und dessen Verhältniß zu sich ohne Weiteres für aufgelöst, sobald des Arbeiters Arbeitsunfähigkeit durch Krankheit oder Alter aufhört. In diesem letzteren Fall ist von einer Achtung des Menschen im Arbeiter nicht in Mindesten die Rede. Und was ist der zurückgesetzte, verlassene Arbeiter? Nichts als das erbärmlichste Geschöpf auf der Erde! Das ist das Loos eines Menschen, der nach dem Ebenbilde Gottes so gut geschaffen ist, wie der reiche Fabrikherr.

Hier muß der Mensch erröthen, wenn er nur noch einiges Gefühl für Menschenrecht und Menschenwohl in seiner Brust trägt.

Vater Reinhard! gerade in den Fabriken und großen fabrikartigen Werkstätten sieht man es deutlich, daß der Verdienst und ein Wochenlohn, von dem zu einem Sparpfennige Nichts übrig bleibt, dem Arbeiterstand nicht aus seiner Noth helfen kann. Ich will damit keineswegs etwa sagen, daß die Fabriken ferner nicht bestehen dürften; nein, in einem solchen Irrthum bin ich nicht befangen. Sie sind gewiß nothwendig zum Fortschritt; aber wie allem Guten in der Welt Uebel gegenüber stehen, so hat sich auch mit dem Vortheil der Fabriken ein

Nachtheil derselbtn ausgebildet. Dieser Nachtheil ist die heutige mißliche Stellung des Arbeiterstandes.

Vater Reinhard. Ich habe Euch, Friedrich, aufmerksam zugehört, und ich muß gestehen, daß ich Euch beipflichte. Bis jetzt habe ich meine ganze Hoffnung zur Hülfe auf das Kapital gesetzt. Ich glaubte, eine andere Handhabung des Kapitals könnte der Noth abhelfen; aber Ihr habt mich auf eine andere Ansicht von dieser Sache gebracht. Daß meine Ansicht nicht die rechte sein könne, das hätten mich freilich schon längst die fortwährend wachsenden Staatsschulden und die fortwährend wachsende Arbeiternoth belehren sollen. Aber der Mensch ist so; er giebt die einmal gefaßte Hoffnung nicht eher auf, als bis sie jeden Schein der Möglichkeit verloren hat. So ist es mir jetzt gegangen.

Friedrich. Also über die mißliche Lage der Arbeiter durch den übermäßigen Druck des Kapitals seid Ihr nun mit mir einverstanden, Vater Reinhard?

Vater Reinhard. Wie ich Euch schon gesagt habe! Aber da Ihr in der Sache bewandert seid, so sagt mir doch Eure Ansicht noch, ob die Regierungen Nichts zum Besten der Arbeiter durch Gesetze thun könnten?

Friedrich. O! Ich glaube, recht Viel, wenn es mit Kenntniß der Arbeiterzustände geschieht! Die Gesetze und die Verwaltung sind die einzigen Mittel des Staates, die er hier anwenden kann. Einige deutsche Regierungen haben auch die Hand an das große Werk gelegt, indem sie zur genauen Untersuchung der Arbeiterverhältnisse Kommissionen mit gewählten Arbeitern zusammen berufen haben, um durch Berathung mit denselben die Lage der Arbeiter kennen zu lernen.

Die Absicht, woraus solche Kommissionen hervorgegangen sind, ist gut; aber im Ganzen werden sie nicht von großem Einfluß sein. Denn wenn auch die Regierungen den besten Willen haben, so können sie doch die gesellschaftlichen Zustände weder durch Verordnungen noch durch Gesetze durch und durch umändern. Solche Veränderungen müssen von den Arbeitern selber ausgehen. So werden durchgreifende Veränderungen aus dem Volk durch das Volk bewirkt. Das Volk muß seine Verhältnisse selbst bestimmen, und die Regierungen müssen die gesetzlich gewordenen Veränderungen durch ihr Ansehen schützen.

Vater Reinhard. Bis dahin sind wir wohl noch nicht in Deutschland, trotzdem daß im März 1848 die Sonne geschienen hat. Man sieht es ja, Friedrich, mit leiblichen Augen, daß wir es mit einem starken Nachfrost zu thun haben, und Ihr wißt es ja so gut, wie ich und alle Landleute, daß Nachfröste auf die warme Märzsonne, wenn die schon die frischen Keime herausgelockt hat, der jungen Saat großen Schaden thut.

Friedrich. Das weiß ich wohl, daß es so ist. Es giebt nämlich zu Viele, die für ihren Beutel und für ihren Verstand fürchten, wenn das Volk, wie sie den Arbeiterstand nennen, aus seiner Niedrigkeit sich herausarbeiten sollte, und ich denke, das geschieht über kurz oder lang. Der Arbeiterstand weiß jetzt schon, was er zu bedeuten hat, und wird zu seinem Vortheil immer klüger. Dabei dauern mich aber die armen Leute, die bisher in ihren Geldsäcken die untrüglichste Lebens=essenz zu besitzen glaubten. Ich hoffe aber, die Zeit wird ihren Wahn schon heilen.

Vater Reinhard. Ihr höhnt, Friedrich! Bedenkt aber, was die Reichen Alles zu verlieren fürchten. Ihr Geld, ihre sichere Aussicht auf ein ruhiges Leben, und ihre Hoffnung auf den Bestand ihres Le=bensglücks, das steht ja in ihrer Furcht auf dem Spiel, und — Com=munismus, — und rothe Republik.

Friedrich. Ja, was fürchtet nicht Alles ein Furchtsamer, der dazu meint, die Welt bestehe nur in ihm! So Einer weiß von Gott und der Welt Nichts. Die Furcht ist ja ein dichter Nebel, durch den man die Dinge nicht so sehen kann, wie sie sind. Vor Allem nur Eins, lieber Vater Reinhard, wer nur in urtheilslosen Leuten das Volk sucht, und außerdem noch die Urtheilslosen nur in den sogenannten unteren Schichten, nicht aber auch in der Schicht der Hohen und Reichen, dem fehlt es wohl selbst an Verstand und Urtheil. Wer so Etwas thut, der ist durch Dünkel geisteskrank, und kann schwerlich zu den Gesunden und Vernünftigen gezählt werden. Wer sich also an das Wort solcher Leute hält, der betrügt sich selbst. Der Mensch reines Herzens, der in allen Menschen den Menschen achtet, der spricht und handelt in einer Zeit, wie die unsrige ist, anders.

Vater Reinhard. Der Mensch ist Gottes Ebenbild; wer also einen Menschen, und wäre er der ärmste, mißachtet, der verleugnet sich

selbst und die Natur, die die Mutter der Menschenrechte ist. Wer den Armen und Unwissenden nicht gleichberechtigt achtet den Reichen und Gelehrten, dem fehlt selbst das Merkmal der Menschheit, die — Menschenliebe.

Friedrich. Wir wollen in unser Angelegenheit nicht einmal von Menschenliebe, nur von Menschenrecht reden. Das Recht muß endlich zu seiner Geltung kommen; darnach müssen wenigstens diejenigen streben, denen Unrecht geschehen ist und noch geschieht. Und das sind die Arbeiter. Sie waren bisher gedrückt und schwach, und darum lagen die Lasten zu schwer auf ihnen. Vielleicht war dies absichtlich so gemacht, weil man sie in gewissen Kreisen fürchten zu müssen glaubte. Es scheint fast so! Kluge Leute mögen durch die Betrachtung der großen Masse von Fabrikarbeitern auf solche Gedanken gekommen sein. So lange es keine Fabriken gab, waren die Arbeiter nicht in solchen losen Massen beisammen. Ich glaube, hier erst hat man die Arbeiter wie drohende Schneestürze in den Gebirgen fürchten gelernt, und darum hat man Nichts für sie gethan, viel mehr dagegen die Reichen begünstigt, weil man in diesen, ihres vollen Geldsacks wegen, einen starken Schutz in der Zeit der Noth zu haben glaubte. Aber wie die Erfahrung jetzt hinlänglich beweist, hat man sich sehr stark getäuscht. Gerade durch den Druck, unter dem die Arbeiter seufzten, sind sie stark geworden und angetrieben, sich nach dem Recht umzusehen.

Vater Reinhard. Das Recht muß man ihnen, wie Allen wünschen, und wenn die Arbeiter vernünftig auf dem rechten Wege fortgehen, so kommen sie auch zum Ziel. Ihr und ich müssen das auch wünschen; denn wenn wir auch nicht Noth leiden, so gehören wir doch zu denen, die sich das Ihrige durch der Hände Arbeit erwerben.

Friedrich. Was den Kommunismus und die Republik betrifft, so hofft der Verständige davon Nichts. An Beides denke ich nicht; aber gegen den Kommunismus will ich das nur sagen, daß derselbe für unsere Verhältnisse als Raub und Plünderung auftreten würde, um alles Besitzthum zur Theilung zu bringen; außerdem ist aber durch den Kommunismus Jedem die Macht genommen, seine Kräfte so selbstständig zu gebrauchen, wie er es für's beste hält. Und das ist sehr schlimm, weil dadurch in jedem Menschen die Persönlichkeit vernichtet

werden würde. Der Kommunismus ist mit einer Schaukel zu vergleichen, die in fortwährender Bewegung bleibt.

Ueber das Unrecht der rothen Republik verliere ich kein Wort. Jeder kann sich selbst das Urtheil darüber an seinen Fingern abzählen.

Die wichtigste Stütze haben die Arbeiter durch das Vereinsrecht erhalten. In England geschah dies schon im Jahr 1824 durch eine Parlamentsacte, in Deutschland ist dies erst im Sonnenschein des Märzes 1848 durch die Zugeständnisse der Fürsten-Regierungen geschehen; aber als Eckstein dieses Rechts wollen wir Deutsche den dreißigsten Paragraph im Artikel 7 unserer Grundrechte „die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden" festhalten. Dieses Recht muß uns bleiben.

Vater Reinhard. Ihr habt Recht, das Vereinsrecht ist ein Hauptpunkt für die Deutschen. Nun können sie frank und frei berathen und sich gegenseitig verständigen.

Friedrich. Uebrigens hat auch in Deutschland schon das Vereinsrecht seine Früchte getragen, so jung es auch noch ist. Freilich sind die Erstlinge noch nicht vollkommen, aber wenn man das Bäumchen pflegt, so trägt es mit der Zeit schon mehr und große Früchte. In England hängen die Arbeitervereine aller Orte durch ihre Ausschüsse zusammen, und die Angelegenheiten des Ganzen leitet und vertritt ein Central-Ausschuß, der seinen Sitz in London, der Hauptstadt des Königreichs, hat. Durch diese nachahmungswerthe Einrichtung sind die Arbeiter eine feste Masse geworden, die dem Druck des Kapitals das Gegengewicht bildet.

Diese Einrichtung verhütet zugleich das gesetzlose und alle Ordnung im Geschäftsgange vernichtende Arbeiteinstellen an einzelnen Orten, aber auch das willkürliche Erniedrigen oder Erhöhen des Arbeitslohnes, so wie das rechtswidrige Vergreifen an Personen durch Beleidigungen, indem die Arbeitervereine in jedem Orte durch festgesetzte Geldbußen so Etwas nach gemeinsamen Uebereinkommen bestrafen. Die Mitglieder der Arbeitervereine steuern regelmäßige Beiträge zu einer Vereinskasse, und die Ort-Vereinskassen geben einen bestimmten Beitrag zu der Central-Vereinskasse in London, die davon die

Kosten der Verwaltung bestreitet. Die Mitglieder der Ausschüsse werden gewählt.

Das Vereinswesen ist für die Arbeiter eine Hauptsache. Sie müssen sich jedoch vor Zersplitterung hüten.

Vater Reinhard. Wenn die Arbeiter in Deutschland eine ebenso gesetzlich zusammengefügte feste Masse bilden werden, dann sind sie allerdings eine Macht, die sich selbst regieren kann. Und hat sie erst diese Selbstständigkeit errungen, dann hat sie sich auch denjenigen Vorzug angeeignet, wonach das deutsche Volk lange gerungen hat und noch fortwährend ringt. Die Zugeständnisse des Märzes gewährten sie zwar, aber sie sind auch in vielen Staaten wieder, wie Märzschnee, zu Wasser geworden. Die Grundrechte des deutschen Volkes, welche die Volksabgeordneten auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main aufgestellt haben, sollen dem Volk die Selbstständigkeit im Namen des Volkes gesetzlich sichern. Sie erschienen aber erst am 28sten des eisigen Decembers 1848, wo alle Lebenskraft in der Natur schlummert, als Reichsgesetz.

Friedrich. Ja wohl, Vater Reinhard, die Grundrechte kamen erst nach sieben Monaten des Bestandes der Reichsversammlung. Wenn nur nicht die späte Zeit eine Decemberruhe im Geist des Volks erzeugt hat, welche der jungen Saat nachtheilig ist. Ob man fürchten oder ob man hoffen darf, das muß die Zukunft lehren; voraussagen läßt sich darüber Nichts. Und doch wäre es als ein Unglück für's Volk anzusehen, wenn die Saat todt im Boden liegen bliebe. Dem Landmann ist es freilich nichts Unerhörtes, wenn eine späte Saat nicht geräth.

Vater Reinhard. Ich Alter erkenne es sogar, daß die Grundrechte dem deutschen Volk ein großes Gut sein können, wenn das deutsche Volk nur darauf hält. Sie sollten in den Schulen schon den Kindern gelehrt werden. Der Sinn für Gesetzlichkeit muß schon in den Kindern geweckt und befestigt werden. Daraus würde allen Klassen des Volks ein Vortheil erwachsen, mit dem sich Nichts vergleichen ließ; denn dann würde weder von der einen Seite Etwas zur Verkürzung des Gesetzes und Rechts gethan, noch von der anderen Seite Etwas gegen Gesetz und Recht gefordert werden, und die Größe des deutschen Volks sicher sein.

Friedrich. Die Größe und Macht des deutschen Volks hängt

von dem Volk selbst ab. So Etwas kann kein Fürst, auch nicht irgend ein besonderer Stand erzeugen, wenn nicht das ganze Volk eines Sinnes dahin wirkt. Eine Stimme und Eine That muß es sein, Reiche und Arbeiter. Das ganze Volk nur hat die Kraft. Darum müssen aber auch alle Stände gleich berechtigt sein, damit sie in voller Kraft zur Größe und Macht des deutschen Volks mitwirken können.

Dreizehntes Gespräch.

Die Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten.

Friedrich. Heute, Vater Reinhard, habe ich ein ganz absonderliches Kapitel aufgestellt, über das ich mit Euch sprechen möchte. Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten sind zwar nichts Neues, aber auch etwas Nothwendiges, weil die menschlichen Verhältnisse dem Wechsel unterworfen sind, und darum die Armuth die Hülfe des Reichthums bedarf.

Vater Reinhard. Mein erstes Wort, lieber Friedrich, sei in dieser Sache das Wort des Christenapostels Paulus „Wohlthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn die Opfer der Wohlthätigkeit gefallen Gott." Sehet, Friedrich, an dieser Lehre habe ich alle meine Lebentage festgehalten. Ich habe es auch erfahren, daß die Wohlthätigkeit wirklich gut ist, und ihr Werth nicht etwa bloß in der Einbildung besteht, wie bei manchen anderen Dingen.

Friedrich. Aber es giebt Viele, die glauben, daß die Wohlthätigkeit mehr schadet, als nützt. Sie sagen, die Menschen verließen sich darauf. Die Leute sind indessen im Irthum, und der Grund, den sie angeben, hält nicht Stich. Die Ursache einer so falschen Ansicht von dieser Sache scheint nur die zu sein, daß man ohne Weiteres die Ungeneigtheit zur Wohlthätigkeit mit ungeprüften Redensarten bemänteln will.

Vater Reinhard. Urtheilt Ihr nicht zu hart? Friedrich!

Friedrich. Ich glaube nicht. Denn jene Ansicht von einer Schädlichkeit der Wohlthätigkeit stützt sich offenbar nur auf ihre möglichen Folgen, nicht aber auf ihre Bedeutung. Sie will nur wohlthun. Ihre Quelle ist also die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Wohlthuns, und trifft ebenso gut den Geber, als den Empfänger. Erscheint kein Geber, so kann es natürlich auch keinen Empfänger geben.

Jeder Geber entschließt sich zur Wohlthat aus Theilnahme an dem Geschick des Empfängers. Die gespendete Wohlthat, sei sie nun groß

oder klein, einmalig oder wiederkehrend, sie giebt Zeugniß von des Wohlthäters Herzensstimmung und Bereitwilligkeit, dem Mitmenschen in Bedrängniß und Noth zu helfen. Freilich geben Manche nur von ihrem Ueberfluß, während Andere in der Gabe ein Opfer von ihrem Wenigen bringen; Andere spenden wieder in einer zufälligen Weichherzigkeit, während es Andere im klaren Mitgefühl thun. Aber gleichviel, die Gabe nährt in dem Empfänger die Hoffnung auf Hülfe, und vermag die Hoffnung sogar in Vertrauen zu verwandeln. Und darin liegt der große Vortheil der Wohlthätigkeit für die menschliche Gesellschaft. Nimmt sich die Wohlthätigkeit des durch Kummer und Noth gebückten Menschen an, so stürzt er nicht in den Abgrund der Verzweiflung, aus dem Keiner wiederkehrt. In dem Erhaltenen aber pflanzt sich der trostreiche Gedanke an die Menschheit fort. Darum erkenne ich in der Wohlthätigkeit einen geistigen Schatz, an welchem die Natur jeden Menschen mit der hochwichtigen Bestimmung betheiligt hat, daß ihn die Menschen einander nicht vorenthalten sollen, wo die Noth um Hülfe ruft.

Vater Reinhard. Es mag sein, Friedrich, daß die Wohlthätigkeit nicht lauter gute Folgen hat; aber soll man denn deshalb auch den Wohlthätigkeitssinn aus dem Herzen der Menschen verbannt, und keine Wohlthat den Hülfsbedürftigen erzeugt wünschen? Das gewiß nicht! Wenn das geschähe, dann würde auch die Liebe, die Grundlage und zugleich das Höchste des Christenthums, unnütz und sinnlos sein, ja sogar absterben müssen, weil ihr dann der freie Raum zur Entwickelung und zum Wachsthum genommen wäre. Das Wohlthun ist der Sonnenschein für die Liebe, und im Wohlthun erstarkt die Liebe zu einem Lebensbaum, unter dessen Schirm die Menschheit frei von Noth bleibt.

Friedrich. Darin sind wir also Beide einig, daß die Wohlthätigkeit der Menschheit Noth thut.

Vater Reinhard. Wir Beide und mit uns Alle, die in den Menschen mehr als die Würfel in der Glücksbude erkennen! Braucht doch die Wohlthat nicht immer eine leibliche Gabe zu sein! Zur Wohlthat wird ja auch das Wohlwollen, das dem unersättlichen Eigennutz sowohl als dem unversöhnlichen Haß keinen Raum in mir gönnt; zur Wohlthat wird selbst die einfache Theilnahme, die den Frierenden aufnimmt

in der warmen Stube, dem durstigen Armen einen Labetrunk reicht, den Hungrigen sättigt, und den Nackenden kleidet; zur Wohlthat wird der Trost, wodurch der menschlich Gesinnte in aufrichtiger Theilnahme Leiden mildert; zur Wohlthat wird auch der im Mitgefühl fremden Wehes wohlerwogene Rath. Das meinet auch der Apostel Petrus mit dem Wort: „Dienet einander Jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Haushalter der mancherlei Gaben Gottes.“

Besehet Euch nur einmal das Bild hier, wo man drei Kinder bei fremden Leuten sitzen sieht. Das Wohlwollen dieser Leute, obschon

selbst krank und leidend, haben die Kinder von der Landstraße, wo der winterliche Schneesturm das Fortkommen unmöglich macht, bei sich in der warmen Stube aufgenommen. Ohne Zweifel wären die armen elterlosen Kinder im Freien umgekommen, wenn sie nicht hier ein schützendes Obdach gefunden hätten.

Ebenso ist es mit der Liebe der Eltern zu ihrem Kinde, und mit der Liebe der Kinder zu ihren Eltern. Auf beiden Seiten wird sie eine Wohlthat, die ihre Früchte reichlich trägt. Es mag sein, daß die Liebe der Eltern zu ihren Kindern in der Natur liegt, weil ja schon das unverständige Thier in seinem Naturtriebe seine Jungen liebt; aber bei den Menschen kommt es doch darauf an, daß sie die rechte Liebe zu ihren Kindern haben, weil nur aus einer solchen gute Früchte für Eltern und Kinder hervorgehen.

Und noch Eins; Friedrich! Wir dürfen auch das Vaterland nicht vergessen. Was für dieses gethan wird, auch das steigert sich zur höchsten Wohlthat.

Friedrich. Für's Vaterland — —, eine Wohlthat? — Was Ihr damit sagen wollt, Vater Reinhard, das begreife ich nicht recht.

Vater Reinhard. Seht! was ich für's Vaterland thue, kommt doch Allen, die mit mir das Vaterland umschließen, zu Gut, sei es im Frieden, oder sei es im Kriege.

Friedrich. Ach so meint Ihr es! Ihr habt Recht. Also wird auch die Vaterlandsliebe zur Wohlthat. Ja, ja; man sieht aber aus Allem, daß das Wohlwollen und die Liebe die Quelle der Liebe sind.

Vater Reinhard. Aber sehen wir uns einmal die Geber und Spender der Wohlthäter näher an; denn die Menschen sind sich auch darin nicht gleich, und man muß sie nehmen, wie sie sind. Dazu kommt, daß man gewöhnlich glaubt, der Pflicht der Wohlthätigkeit könne man sich leicht dadurch entledigen, wenn man irgend einen bestimmten Beitrag an Geld oder Lebensmitteln für die Armen in eine öffentliche Kasse giebt. Diese That ist indessen weit davon entfernt, die wahre Wohlthätigkeit zu sein; denn das Herz weiß davon zu wenig, und kümmert sich dann auch weiter nicht um das Schicksal der Hülfsbedürftigen. Es vermag allerdings Einer nicht allen Leidenden zu helfen, und auch Alle zusammen nicht alles Leid aus der Welt zu verbannen, das wird aber auch keineswegs von der Wohlthätigkeit verlangt. Das

wahre Verhältniß ist, daß man die Schuld der Wohlthätigkeit auch mit der pünktlichsten Zahlung einer Armensteuer nicht ausgeglichen halten darf. Die Pflicht zur Wohlthätigkeit gleicht einer Schuld, die man niemals tilgen kann. Was gethan und gegeben wird, das sind nur die Interessen eines großen Kapitals, das die Natur der Menschheit anvertraut hat, um ihren Fortgang zu sichern; denn die Wohlthätigkeit gleicht den fortwährenden Wechsel des Kapitals und der Schuld aus. Daher kommt es auch, daß von dem, der Viel hat, auch Viel gefordert wird; und daß der, welcher Wenig hat, nach seinen Kräften geben soll.

Friedrich. Man sieht es in Eurer Rede, Vater Reinhard, daß Ihr die Wohlthätigkeit nicht bloß vom Hörensagen kennt; man weiß es auch, daß Ihr reichlich zu den Zinsen für die Menschheit, wie Ihr's nennt, beisteurt.

Vater Reinhard. Ich bitte Euch, Friedrich, davon kein Wort! „Was die Rechte thut, darf die Linke nicht wissen;“ wenn die That nur geschieht. Ich halte daran fest, die Wohlthätigkeit hält die Menschen zusammen. Denn wenn die Reichen durch ihren Reichthum stolz und herrisch und herzlos werden, so werden die Armen durch die Armuth niedergedrückt, muthlos, aber auch undankbar. Die Wohlthätigkeit allein vermag diese große Kluft zwischen Reichthum und Armuth auszugleichen.

Friedrich. Liegt die Nothwendigkeit der Wohlthätigkeit schon in der Unbeständigkeit der menschlichen Schicksale, so findet man auch eine Anerkennung derselben in der Einrichtung allgemeiner Wohlthätigkeitsanstalten, die sehr mannigfaltig sind, wie Ihr wißt.

Vater Reinhard. Ihr bringt unser Gespräch auf eine andere Seite der Sache, auf die man in unserer Zeit eine besondere Achtsamkeit wenden muß. Unsere Vorfahren haben zwar Viel, sehr Viel auf Wohlthätigkeitanstalten gehalten und auch dafür gethan, weil sie darin das christliche Gebot „Liebet Euren Nächsten wie Euch selbst“ zu erfüllen trachteten, und ein Gotteslohn zu verdienen dachten.

Unter anderen Umständen wären unmöglich durch kleine und große Vermächtnisse frommer Sterbenden so große Hospitäler und andere Zufluchtsstätten für Arme und Kranke, für Wittwen und Waisen entstanden, wie sie heute an vielen Orten bestehen. Sie sind zwar nicht

überall sehr reich, aber doch so vermögend, daß sie den Armen und Hülfsbedürftigen eine Zufluchtsstätte gewähren.

Friedrich. Die Städte stehen in solchen frommen Stifungen den Dörfern weit voran. Auf dem Lande giebt es fast keine.

Vater Reinhard. Darüber kann man sich nicht wundern. Das liegt theils in den bisherigen abhängigen Verhältnissen der Landbewohner von den Grundbesitzern, theils auch darin, daß der Landbau seine Leute bis zum Abschiede von der Welt nährt.

Friedrich. Aber, Vater Reinhard, Ihr habt die Armenhäuser der Dörfer vergessen, die doch niemals leer werden. Wären sie nicht schon in den Zeiten unserer Vorfahren nothwendig gewesen, so hätten sie die wohl schwerlich gebaut, weil sie ihre Sparsamkeit vom Unnützen in allen Dingen abhielt. Heut zu Tage, wo die Armuth so manchen beschleicht, ehe er so recht daran glaubt, daß ihm so Etwas begegnen könnte, ging es ohne Armenhäuser auch auf dem Lande nicht mehr. Es ist freilich nichts darin zu finden, als die nackten Wände mit Fenstern und Thüren, und das reicht zum Leben nicht aus, und lockt auch nicht an, und doch bleibt dem hülflosen Armen Nichts übrig, als das leere Armenhaus.

Vater Reinhard. Wer ein theilnehmendes Herz hat, dem möchte es bei dem Anblicke eines Armenhauses brechen. Denn hier sieht man den Wandel und die Unstetigkeit des Menschenglücks, sei es verschuldet oder unverschuldet. Freilich der, welchen der Ueberfluß irdischer Güter glücklich macht, täuscht sich leicht, und glaubt nicht an den Wechsel des irdischen Glücks. Die Menschen sind einmal so. Sie halten das Glück für beständiger, als es ist, weil sie sich wohl darin befinden; aber die Erfahrung in tausend Fällen sollte sie eines Andern belehren.

Friedrich. Die im Reichthum Glücklichen könnten um ihrer willen glauben, was ihnen angenehm ist, wenn ihr Wahn nur nicht ihr Herz hart und übermüthig gegen die Armuth machte, und sie nicht in den hülfebedürftigen Armen einen geringeren Menschen erkennen wollten. Wäre das nicht, es würde um die Armen und Reichen gewiß besser stehen. Denn der Arme würde vor Geringschätzung oder Verachtung sicher sein, und der Reiche durch seinen Stolz die Menschheit nicht beleidigen.

Vater Reinhard. Aber wißt, Friedrich, so wenig ich Stolz und Hochmuth gut heiße, so sind sie doch als Dorn und Sporn, den man fürchtet, nicht ohne Nutzen. Sie thun wehe und verletzen; deshalb aber strengt sich Jeder an, um sie durch Arbeitsamkeit und Fleiß zu vermeiden. Leider treffen sie aber den Unschuldigen eben so gut, als den Schuldigen. Den rechtschaffensten Mann schützt heute der Fleiß nicht mehr vor Armuth; das sieht man alle Tage. Seht Friedrich, der Landbesitzer hält es allenfalls noch aus, und doch kommen Viele ebenso zurück, wie die Gewerbsleute in der Stadt. Was aus diesen Verhältnissen werden soll, das weiß nur die Vorsehung. Wenn es so fortginge, dann würden ganze Dörfer und Städte zu öden Armenkolonien herabsinken, während sie früher die Wohnstätte der Wohlhabenheit waren.

Friedrich. Uebrigens hört man Viele sagen, daß alle Wohlthätigkeitsanstalten großen Schaden thäten, weil sich die Leute auf diese Hülfe zu sehr verließen. Wer aber so Etwas sagt, der bedenkt nicht, daß eben demjenigen, welcher auf diese Hülfe seine letzte Hoffnung für's Leben setzt, nichts Anderes übrig bleibt. Das ist das größte Uebel, daß den Leuten nichts Anderes übrig bleibt. Denn es giebt wohl kaum einen Menschen, der die Armuth der Wohlhabenheit vorzöge, wenn er die letztere sich als rechtschaffener Mensch durch die eigene Thätigkeit zu eigen machen könnte.

Die unumgängliche und fortwährend wachsende Nothwendigkeit von Wohlthätigkeitsanstalten erkennt man übrigens darin, daß sie sich mehren. Ehedem gab es nur Hospitäler für Arme und Kranke, heute giebt es aber Kinderbewahranstalten, Schulen für Erwachsene, Arbeitshäuser, Arbeitsschulen, Speisehäuser, Wärmestuben, Findelhäuser, Ziehkinderhäuser, Erziehungshäuser für Verwahrloste, Sparkassen, Unterstützungskassen, Unterrichtsanstalten für Taubstumme und Blinde, Irrenhäuser, Armenkolonien, und noch andere. Sie bestehen entweder durch Vermächtnisse Verstorbener, oder auf Staatskosten, oder Gemeindekosten, oder durch Beiträge von Vereinen, die sich die Linderung der Noth zur Aufgabe gemacht haben.

Vater Reinhard. Man kann es jedoch nicht leugnen, Friedrich, daß einige der Wohlthätigkeitsanstalten, welche Ihr hergezählt habt, auch ihre Schattenseite haben. Betrachtet einmal die Hospitäler für

alte Leute. Begünstigen dieselben nicht die Lieblosigkeit der Kinder gegen ihre Eltern?

Friedrich. Scheinbar allerdings; aber auch nur scheinbar! Denn dienigen Kinder, die ihre Eltern von Herzen lieben und die Mittel besitzen, ihnen die Liebe thätig beweisen zu können, denen wird es ja keineswegs durch die Versorgungshäuser benommen, für ihre Eltern zu sorgen; fehlt es aber den Kindern an Mitteln, und sie lieben ihre Eltern, so findet die Kindesliebe in der gewissen Aussicht auf die Versorgung ihrer mittellosen Eltern einen Trost. Also wird durch solche Versorgungshäuser Zweien geholfen.

Vater Reinhard. Für diesen Fall gebe ich Euch gern Recht; aber betrachtet einmal dagegen die Findelhäuser und Ziehkinderhäuser! Begünstigen dieselben nicht offenbar die Unsittlichkeit der Menschen?

Friedrich. Auch das glaube ich nicht, wenn es auch so scheint. Ueberall, wo man solche Anstalten eingerichtet hat, da war die Unsittlichkeit schon vorhanden, und man folgte mit der Einrichtung solcher Anstalten nur dem Bedürfniß, um noch größeres Unheil der Sittenlosigkeit zu verhüten. Denn wo die Sittenlosigkeit nicht so hoch gestiegen ist, daß man nicht noch größeres Unheil davon zu fürchten Ursache hat, da bedarf es auch keiner solchen Anstalten.

Was indessen die Kinderziehanstalten betrifft, so kommt dieselbe allen Armen zu Gut. Denn wenn mittellose und arme Eltern von ihren Kindern wegsterben, wie schwer müßte ihnen nicht das Scheiden von der Welt im Rückblick auf die verlassenen Kinder werden, wenn sie nicht Trost in der Gewißheit von deren Versorgung durch die Wohlthätigkeitsanstalten hätten. Wenn auch dort den elternlosen Kindern die Elternliebe nicht vollkommen ersetzt werden kann, so stehen sie doch nicht verlassen und schutzlos in der Welt.

Vater Reinhard. Auch in diesem Fall habt Ihr mich zu meiner Zufriedenheit widerlegt. Ich freue mich darüber, daß Ihr die Wohlthätigkeitsanstalten so hoch haltet, und ich wollte, daß dies Alle und besonders Diejenigen thäten, die Etwas für diese Anstalten thun können. Wenn auch davon nicht alles Wohl und Wehe der Menschen abhängt, so gehören sie doch zu denjenigen Mitteln, wodurch den Menschen die Erdensorge erleichtert wird. Wer freilich die Sorge der Armuth um das tägliche Brod nicht kennt, weil ihn die Wohlhabenheit

oder der Reichthum nährt, der versteht auch die Wohlthat nicht aus ihr selbst, und dennoch beibt es wahr, daß „Geben glücklicher macht, als Nehmen."

Vierzehntes Gespräch.

Ist es nothwendig, die Kinder zur Wohlthätigkeit zu erziehen?

Vater Reinhard. Wir haben neulich das schwere Kapitel über die Wohlthätigkeit mit einander besprochen, und uns über Manches geeinigt, worin wir anfänglich nicht übereinstimmten. Ihr habt mich Alten Vieles anders ansehen gelehrt, und dafür bin ich Euch dankbar; denn die Wahrheit muß man immer gern hören, auch wenn es etwas schwer fällt. Der Mensch ist ja einmal nicht unverbesserlich, und von selbst kommt Einem die Wahrheit auch nicht angeflogen, man muß sie mit Ernst suchen. Durch Hören, Besprechen, Beobachten, Lernen, Nachsinnen gelangt man endlich zur besseren Einsicht, und darin muß man bis an's Lebensende fortfahren.

Friedrich. Ja wohl, Vater Reinhard! Ihr sprecht aus meiner Seele. Dadurch lernt man erst sich selbst kennen, und mit anderen Menschen umgehen. Das ist zwar eine schwere Kunst, aber eine sehr nützliche, und kein Geheimniß.

Vater Reinhard. Man muß jedoch früh dazu angeleitet werden; denn was schwer zu lernen ist, damit muß man früh anfangen, und darin ohne Aufhören fortfahren. Das geht nicht anders. Es will in der Welt Alles ordentlich gemacht sein, wenn Etwas daraus werden und zur Frucht kommen soll. So ist es mit allen Dingen in der Welt. Die Hauptsache ist übrigens, daß wenn Etwas recht gemacht wird, es bei weitem größeren Nutzen bringt, als wenn es nur halb oder obenhin

abgefertigt wird. Das sollte man immer bedenken, wenn man Etwas unternimmt.

Friedrich. Am wenigsten denkt man bei solchen Dingen daran, wo es auf Beeinträchtigung des eigenen Vortheils hinauszugehen scheint. An so etwas will man nicht recht daran, und kommt es zur That, so gehört ein sehr kräftiger Wille dazu.

Vater Reinhard. Also, Friedrich, ist das Wollen doch häufig schwerer, als das Können, und denkt man nun so weiter, so merkt man es bald, daß auch das Wollen zuvor geübt werden muß, ehe der Wille zur That daraus wird.

Friedrich. Wir kommen auf die Spur, die uns auf die Frage führt, ob es nothwendig ist, die Kinder zur Wohlthätigkeit zu erziehen?

Vater Reinhard. Diese Frage, Friedrich, sollten alle Eltern so wie Alle, die an der Eltern Stelle Kinder zu erziehen haben, an sich thun; denn davon, wie man sich dieselbe beantwortet, hängt in der Kindererziehung und auch für das ganze spätere Leben der Kinder Viel ab. Lernen die Kinder durch die Eltern und Lehrer die Wohlthätigkeit kennen und üben, so werden sie sich allerdings anfänglich noch keine Rechenschaft über die Folgen der Wohlthätigkeit geben können, weil ihnen die Erfahrung im Leben dazu mangelt; sie üben dieselbe jedoch, und werden dadurch dem Gutesthun zugeneigt, um später selber die Früchte desselben beobachten zu können. Die Herzen der Kinder sind noch leicht empfänglich für das, was an dem vernachlässigten Herzen der Alten, wie am starren Felsen, abprallt; darum muß die Zeit der Kinderjahre benutzt werden, um die Keime des Guten in die Kinderherzen zu pflanzen.

Friedrich. Ihr habt Recht, Vater Reinhard; aber es giebt sehr Viele, die sagen sogar, die Kinder schon zur Wohlthätigkeit zu gewöhnen, das sei an sich schädlich und sogar unrecht: schädlich, weil den Kindern Etwas angewöhnt würde, worüber sie sich noch keine Rechenschaft geben könnten; — und unrecht, weil sie in den späteren Jahren, durch eine zu große Weichherzigkeit verleitet, in einer zu weit getriebenen Wohlthätigkeit ihrem Vermögen großen Schaden zufügen können. Das sind Einwendungen, die man oft hört.

Vater Reinhard. Ach! Man hört im Leben noch viel Schlim-

meres. So Etwas wird ausgesprochen, weil man die Sache nicht näher untersucht. Was die Wohlthätigkeit im Leben zu bedeuten hat, das haben wir Beide schon besprochen. Die Armuth kann nun einmal der Wohlthätigkeit nicht entbehren, und ist auf die Wohlhabenheit von der Natur angewiesen. Darin liegt nichts Unnatürliches; denn man kann nur da Früchte sammeln, wo sie wachsen.

Friedrich. Aber, Vater Reinhard, wenn Ihr das sagt, so können die Leute glauben, Ihr wolltet den Armen das Recht zusprechen, daß sie überall nehmen dürfen, wo sie Etwas finden, — und das wäre doch unnatürlich und unrecht.

Vater Reinhard. Es ist gut, daß Ihr mich darauf aufmerksam macht. Euch darf ich es nicht erst sagen, daß ich's nicht so gemeint habe, was ich sagte. So viel ist doch gewiß, daß die Armuth eben Armuth ist, weil sie Nichts hat. Ich vergleiche sie mit einem unfruchtbaren Felde, auf dem keine Früchte wachsen, weil es sich nicht tragbar machen läßt. Solche Feldstücke müssen im Ertrage von den fruchtbaren übertragen werden. Wer also ein fruchtbares Feld besitzt, von dem empfängt der Besitzer eines unfruchtbaren das, was er zum Leben braucht. So vergleiche ich die Armuth mit dem Reichthum.

Friedrich. Die Armuth müßte zu Grunde gehen, wenn sie nicht von der Wohlhabenheit durch Mildthätigkeit unterstützt würde. Wenn das die Kinder auch noch nicht begreifen, so muß doch die Erziehung darauf bedacht sein, daß den Kindern eine menschliche Gesinnung eigen wird. Und wie will sich denn der Mensch menschlicher zeigen, als in der aufrichtigen Theilnahme am Schicksal des Mitmenschen? Ich glaube, das ist nirgends möglich. Die Kinder müssen aber schon den Menschen achten lernen, auch in dem Armen; denn es kommt häufig nicht sowohl auf eine Gabe, als vielmehr auf die Gesinnung an, die sich in der Behandlung des Armen kund giebt.

Geben lernt sich vielleicht eher, als eine gute und menschliche Gesinnung haben; diese muß aber durch die Erziehung in die jungen Herzen eingepflanzt werden.

Vater Reinhard. Dieser Meinung bin ich mein Lebentage gewesen, und habe auch meine Kinder so erzogen. Das Kind muß sich freuen lernen an der Freude des Armen, über das, was ihm das Mitgefühl des Trostreichen oder Wohlhabenden zutheilt; es muß

das Leiden des Armen und Darbenden empfinden lernen, wenn es die Thränen des Kummers sieht und die Klage der Noth hört; es muß aber auch der Wille zur Hülfe in ihm frühzeitig geweckt werden, so daß derselbe mit den Jahren erstarkt und zur freien That werden kann. Dahin zu wirken, das ist die Pflicht der Eltern und Lehrer.

Friedrich. Haltet Ihr die Uebung dieser Pflicht für schwer, Vater Reinhard? Sagt mir Eure Meinung!

Vater Reinhard. Schwer mag sie sein für den, der sie nicht thun will, an sich aber ist sie nicht schwer. Die Eltern dürfen im Hause nur die Kleinen zur Darreichung der Gaben an die Armen anhalten. Das ist der erste Schritt zur Wohlthätigkeit bei den Kindern. Dadurch lernen sie Freude haben am Geben; denn sie freuen sich über den Dank, den der Arme für die empfangene Gabe aussprach. Werden sie noch zuweilen von den Eltern ermahnt, ihm nicht schnöde zu begegnen; oder wird es ihnen, wenn sie dies ja im kindlichen Unverstande thäten, verwiesen und sie eines Besseren über das traurige Schicksal eines Armen belehrt, dann darf man sicher sein, daß die Kinder in den Armen den Menschen werden achten lernen. Selbst das wirkt zum Guten mit, wenn die Kinder zum Mittheilen an Geschwister und Spielgenossen angehalten werden; wenigstens wird dann das wuchernde Unkraut des bösen Eigennutzes nicht im Herzen der Kinder aufkommen.

Demgemäß muß auch die Schule wirken, und thut sie es, so darf man auf einen guten Erfolg sicher rechnen. Empfindet der Mensch als Geber die Wohlthat selbst, dann wird er auch stets zum Wohlthun bereit sein, und mit einer Pflicht auch eine Tugend üben, zum Wohl der Menschheit.

Fünfzehntes Gespräch.

Ueber die Bettelei.

Vater Reinhard. Heute haben schon viele Bettler unseren Ort durchzogen, Friedrich! Und habt Ihr es nicht auch gemerkt, es sind mir so viele fremde Gesichter darunter vorgekommen?

Friedrich. Die Bettelei, wie sie jetzt ist, wird zu einer wahren Landplage, wenn ihr nicht gesteuert werden kann.

Vater Reinhard. Ja das ist eine Aufgabe, an der man schon lange arbeitet; trotzdem hat sich die Bettelei, statt abzunehmen, vermehrt. Man sieht jetzt Leute unter den Bettlern, denen man dies Handwerk gar nicht zugetraut hätte. Es ist wahrhaftig schlimm, daß das so weit gekommen ist; denn ich kenne Einige darunter, von denen ich es nun und nimmermehr erwartet hätte. Aber die Noth! Die bricht ja Eisen!

Friedrich. Wenn es erst noch so weit kommen soll, daß die Noth das Eisen der Schlösser und Riegel bricht, dann hat sie alle Sicherheit der bürgerlichen Verhältnisse verschlungen, und von der Menschheit wäre nicht mehr Viel zu erwarten. Die Menschen sind es wahrhaftig einander selbst schuldig, daß sie ihr Möglichstes zur Verminderung der Noth und der Bettelei thun.

Vater Reinhard. Diese Aufgabe ist aber eine sehr harte Nuß. Man wünscht sie wohl aufgeknackt, aber wer soll es thun?

Friedrich. Thun? — — Ja, ja! — Thun? — Die Menschen müssen es thun, und es nicht auf eine Aenderung der Verhältnisse ankommen lassen. Wenn sie die Hülfe von den Verhältnissen erwarten, dann warten sie gewiß, bis es zu spät ist. Auch die Wohlthätigkeit vermag es nicht, das Uebel von Grund aus zu heilen. Denn wenn ganze Familien der Bettelei verfallen, weil sie sich nicht mehr mit ihrem Gewerbe ernähren können, dann bietet die Wohlthätigkeit ihre Kräfte vergeblich auf. Der Grund des Uebels liegt tief in den Zuständen des bürgerlichen Lebens. Sie sind verfallen, seitdem sie ihre Selbstständigkeit eingebüßt haben. Wie und wodurch dies geschehen ist, das auseinander zu setzen wäre zu weitläufig, weil man alle Verhältnisse durchgehen müßte.

Vater Reinhard. Das zu thun ist unnütz, wenn man's nur weiß, wie es zugegangen ist. Man hat von Oben und von Unten Fehler begangen und begehen lassen, weil man mit der Gegenwart zufrieden nicht nach den Folgen in der Zukunft fragte. So haben sich die Zustände verschlimmert und die Bettelei ist in die Höhe geschossen, wie die Brennnesseln oder anderes Unkraut auf Schutthaufen.

Von oben wurde zu viel regiert und gemaßregelt, weil man das

Volk für unmündig hielt. Im guten Glauben ließ es sich das Volk gefallen, und kümmerte sich nicht weiter ernstlich darum, aber — zu seinem eigenen Schaden. Es ist nicht genug, nur die ausgeschriebenen Abgaben zu bezahlen, und sich des Stehlens zu enthalten, um ein rechtschaffener Mann zu bleiben. Wie uns jetzt die Erfahrung lehrt, gehört viel mehr dazu, ein menschliches Leben führen zu können. Nur wer selbstständig ist, und nicht unter einer polizeilich eingerichteten Staatsvormundschaft steht, kann sich nach freier Ueberzeugung da betheiligen, wo es sein Bestes gilt; sonst ist das nicht möglich.

Friedrich. Das klingt wie Gewerbe- und Handelsfreiheit, was Ihr zuletzt sagtet, Vater Reinhard, und das ist ein Zankapfel, um den sich die Leute schon lange streiten.

Vater Reinhard. Glaubt Ihr denn, Friedrich, daß das Volk und das Staatswesen sich bei Gewerbe- und Handelsfreiheit auf die Dauer wohl befinden würden?

Friedrich. Ohne Weiteres kann man diese Frage weder bejahen noch verneinen. England, das vielgepriesene Land der Industrie, hat weder Gewerbe- noch Handelsfreiheit. Wer die dortigen Verhältnisse kennt, der weiß es, daß die Meister in ihrem Gewerbe streng geschieden sind; auch daß England für fremde Waaren und Kaufleute als solche verschlossen ist, und auch der Durchgang fremder Waaren gesetzlich vielen lästigen Förmlichkeiten unterliegt. Dennoch hat England auf diese Weise seine Industrie erworben, deren Macht einen drückenden Einfluß auf die Industrie der übrigen Länder übt, während Englands Größe und Macht ganz allein davon abhängt. Die Engländer sprechen es selbst offen aus, die Folge einer großen Erschütterung des englischen Fabrikwesens würde Englands Nationalbankerott und Armuth nebst einer vernichteten Armee und Flotte sein. Dies wird um so bemerkenswerther, als doch Englands Herrschaft sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Vater Reinhard. Ihr habt ein Beispiel gewählt, aus dem sich j der Verständige die Antwort auf die Frage über Gewerbe- und Handelsfreiheit selber herausnehmen kann.

Friedrich. Die Sache wird aber noch klarer, wenn man bedenkt, wie es früher in England aussah. Nämlich bis vor etwa dreihundert Jahren gab es in England keine große Spur von Industrie, auch das englische

Gewerbewesen lag ganz darnieder, und das Volk war so arm, daß es Nichts als rohe Wolle und Viehhäute in den Handel bringen konnte. Dies kam daher, weil die deutschen Kaufleute im Hansa-Bunde, die einen großen Kaufhof in London besassen, den ganzen Handel in England ein paar Jahrhunderte hindurch in den Händen hatten, und England mit den nöthigen Waaren zu sehr wohlfeilen Preisen versorgten. Das war der vielgepriesene Nutzen wohlfeiler fremder Waaren für die Engländer.

Indessen begnügten sich die englischen Gewerbsleute nicht mit ihrer Armuth und mit den eingeführten wohlfeilen fremden Waaren. Sie ruhten nicht eher in ihren Klagen bei ihrem Könige wegen ihrer zunehmenden Armuth und Noth, als bis den deutschen Kaufleuten der englische Markt und die englischen Seehäfen ganz verschlossen wurden. Sie wollten sich die Waaren, die England brauchte, selbst machen; denn sie wußten, daß sie dieselben ebenso gut herstellen konnten, als sie die deutschen Kaufleute brachten. Für die deutschen Kaufleute war freilich das Verbot des englischen Markts ein sehr harter Schlag; aber für die englischen Gewerbsleute kam daraus eine bessere Zeit. Das zeigte sich auch bald. Wenn bisher die deutschen Kaufleute fertige Tuche in England eingeführt hatten, und die englischen Tuchweber daneben nicht aufkommen konnten, so brachten diese bald fertige englische Tücher auf deutsche Märkte, und machten damit gute Geschäfte.

Mit dem steigenden Absatz in's Ausland nahm die Armuth in England ab, und mit den Gewerben hob sich der Ackerbau und die Thätigkeit der Engländer zur See auf ihren eigenen Schiffen, an denen sie bis dahin Mangel litten, weil die Kräfte zum Bau mangelten.

Vater Reinhard. Ihr habt in einem Beispiel, das die Deutschen jetzt recht ernstlich betrachten sollten, eine Quelle der Armuth im Volk nachgewiesen. Das ist der Nutzen der Geschichte, wenn man sie ordentlich kennt.

Ich will Euch indessen, Friedrich, noch auf etwas Wichtiges aufmerksam machen, nachdem Ihr einmal auf England hingewiesen habt. England hat, seitdem es seinen Vortheil in der Abgeschlossenheit gegen die Einfuhr fremder Waaren gefunden hat, nicht mehr davon abgelassen; und wenn es Etwas gethan hat, das so angesehen werden

könnte, so muß man sich nicht durch den bloßen Schein täuschen lassen, sondern der Sache auf den Grund gehen.

So hat es vor ein paar Jahren der englische Minister Peel durchgesetzt, daß die bisherige sehr beschwerliche Beschränkung der Einfuhr fremden Getreides mit dem Jahr 1849 aufgehoben worden, und die Einfuhr freigegeben ist. Allerdings ist das ein Stückchen Freihandel; aber was für eins? Man sehe sich nur erst einmal in England um! Bei der starken Fabrikbevölkerung bedarf England fremdes Getreide, weil es selbst nicht genug für seine Bewohner erzeugt; es bedarf aber auch möglichst wohlfeiles Brod, damit der Arbeitslohn nicht zu hoch steigt, weil dies der Fabrikthätigkeit nachtheilig sein würde. Man sieht ohne Brille deutlich, daß die englische Regierung durch dieses Stückchen Freihandel der Grundlage seiner Größe, nämlich seinen Fabriken, eine neue Stütze hat schaffen wollen.

Friedrich. Wenn in Deutschland die Regierungen mit derselben Sorge auf den Arbeiterstand bedacht sein und handeln werden, dann wird auch für den deutschen Arbeiterstand eine bessere Zeit kommen, und dessen Noth nach und nach in einem erquicklicheren Zustande aufgehen. Dann wird mit der Noth auch die Bettelei abnehmen, weil man sich nicht mehr allein auf die Wohlthätigkeit, sondern auf die Arbeit zu verlassen braucht. Die Arbeit ist das beste Gegenmittel gegen die Bettelei.

Vater Reinhard. Man hat vielfach der Wohlthätigkeit den Vorwurf gemacht, daß sie der Armuth nicht genug mittheile. Das ist leicht gesagt; denn man darf dabei nicht vergessen, daß, wo Arbeit und Verdienst abnehmen, auch die Wohlthätigkeit abnimmt, weil die Wohlthätigkeit solche Kräfte und Mittel voraussetzt, die erst durch Verdienst erworben werden müssen. Darum bezwingt auch die Wohlthätigkeit allein die Arbeiternoth und Bettelei nicht.

Friedrich. Ja wahrhaftig! Das wäre zu Viel verlangt. Die Wohlthätigkeit vermag zwar sehr Viel, jedoch nicht die Ursachen der Bettelei zu heben. Denn greift ein rechtschaffener Mann zum Bettelstabe, weil ihm das Leben nichts weiter übrig gelassen hat, oder weil er nichts mehr zu finden weiß, so thut er dies, durch die Noth gezwungen. Könnten die Steine empfinden und solche Bettler sehen, so würden sie aus Erbarmen über das unglückliche Schicksal eines Men-

schen weich werden. Leider bleiben aber sogar die Herzen gar vieler Menschen, welche die Unglücklichen sehen und kennen, theilnahmlos. Das ist so in der Welt!

Solche unglückliche Bettler sind allein durch die Arbeitslosigkeit an den Bettelstab gebracht. Aber fragt man nur nach den Folgen, die daraus hervorgehen, und nimmt man dabei die Erfahrung zu Hülfe, so trifft man den eigentlichen wunden Fleck der Bettelei. Sie erzeugt nämlich Gleichgültigkeit gegen bürgerliche Ehrsamkeit und sogar gegen das Leben, weil dem zum Bettler herabgekommenen Menschen die Schaam der Ehrsamkeit verloren ist und das Leben keine Freuden der Wohlhabenheit mehr bietet. In dieser Gleichgültigkeit wird dann die Bettelei als ein förmliches Gewerbe betrieben, das den Wohlhabenden, so wie ganzen Gemeinden und dem Staat zu einer gefährlichen Plage wird, weil sie zur Landstreicherei ausartet, die dem Diebstahl und sogar der Brandstiftung Vorschub leistet.

Vater Reinhard. Gegen dieses Uebel ist die Wohlthätigkeit zu schwach; das bezwingt sie nicht, und wenn sie es auch noch so redlich meint. Und wäre die Wohlthätigkeit nichts weiter als Almosengeben, so würde sie unter den Arbeitslosen viel mehr Schaden als Nutzen anrichten, weil das Almosen die Schaam und das Ehrgefühl beeinträchtigt, wenn nicht gar tödtet. Und dieser Mord ist sehr gefährlich, weil er das Edelste im Menschen vernichtet. So hoch sich daher auch sehr Viele das Almosengeben zu einem Verdienst anrechnen mögen, so richten sie doch großen Schaden an, theils durch ihre Selbsttäuschung als Geber, theils durch die Täuschung der Empfänger. Diese nehmen die Gabe, die ihnen aber nicht Wohlthat, sondern heimlich wirkendes Gift ist, indem sie die Arbeitslust tödtet und den Menschen dem Müßiggange überliefert.

Darum giebt es in den Orten und Gegenden, wo reiche Klöster und Stifte regelmäßige Spenden vertheilen, so viele Leute, die dem Müßiggange völlig verfallen sind und ein kümmerliches Leben von den Almosen der Geistlichkeit führen. Hier hat die Armuth ihre Heimath, in der kein fröhliches Leben aufkommt.

Friedrich. Uebrigens glaube ich, Vater Reinhard, daß es außer der Arbeitsnoth und den Spenden der Klöster und Stifte noch andere fortwirkende Ursachen der Bettelei giebt. Ich rechne dahin einen zahl-

reichen Adel und andere müßige Reiche, die es sich bei ihrem Aufwande zu einem Vorzug anrechnen, an Viele Spenden auszutheilen. Würde dadurch nicht die Arbeitslust in ihrer Quelle im Menschen vergiftet, so könnte man das Almosen geben gut heißen; man muß es jedoch als eine falsch angebrachte Hülfe tadeln.

Vater Reinhard. Mir fällt noch ein, daß man auch die Fabriken Pflanzstätten der Bettelei nennt. Diesen Vorwurf halte ich jedoch für durchaus ungerecht und unüberlegt. Die Fabriken müssen das nicht etwa sein, weil es nicht anders sein könnte, und sind es auch keineswegs alle. Wenn es wirklich eine Eigenheit der Fabriken wäre, daß sie ihren Arbeitern kein besseres Loos zu bereiten vermöchten, als dieselben der Bettelei Preis zu geben, dann freilich müßten sie allesammt ohne weiteren Rücksicht auf ihre übrigen Nutzen für die Arbeit und den Nationalreichthum aufgehoben werden.

So weit ich die Sache kenne, so steht die Bettelei der Fabrikarbeiter in demselben Verhältniß wie die Bettelei der Handwerksgesellen und der vom Ackerbau lebenden Landbewohner. Sie sind sich in Gesinnung, Sitten, Kenntnissen und Thätigkeit nicht Alle gleich, und was der Eine aus Noth thut, macht der Andere aus Leichtsinn. Der Letztere meint, das ja mitnehmen zu müssen, was er durch das Ansprechen der Leute kriegen kann, während der Erstere mit großer Selbstüberwindung um eine Gabe anspricht. Dabei darf man nicht vergessen, daß den Landmann durch einen Mißwachs seiner Feldfrüchte gleichwie durch Viehseuchen ebenso gut Noth um die Lebensmittel heimsuchen kann, wie den Fabrikarbeiter während einer Arbeitsstockung. Diese Noth des Ackerbau's ist ja oft genug da gewesen, und der Unbemittelte hat überall Nichts. Auf dem Arbeiterstande lastet die Arbeit. Darum verdient der Arbeiterstand überhaupt ein besseres Loos. Er muß sicher sein und werden vor der Bettelei, die ich immer für einen Flecken der Menschheit gehalten habe, und die zu einer furchtbaren Geissel ausarten kann.

Friedrich. Um der Bettelei entgegen zu wirken, muß der ganze Arbeiterstand gehoben werden. Das halte ich für das einzige wirksame Mittel.

Vater Reinhard. Aber warum gerade dies?

Friedrich. Das will ich Euch sagen! Den größten Theil der Arbeiter beliebt man so schlechtweg als die untere Schicht der mensch-

lichen Gesellschaft zu bezeichnen, während man dagegen die Großen und Reichen für die höchste Schicht ansieht. Aber man frage nur einmal rücksichtlich der Bettelei nach, ob nicht die oberste Schicht so sehr auf die untere wirkt, daß diese zur Bettelei kommen muß. Diese Wirkung liegt theils in unverhältnißmäßig großen Abgaben; theils in unzweckmäßigen Almosenspenden, wie wir das schon besprochen haben; theils aber auch darin, daß die Großen die Arbeit wie Almosen aus Gnade vertheilen, und dadurch manchen ehrlichen Arbeiter zur Fuchsschwänzerei verleiten, weil er gern die Arbeit erhalten will.

So ist es! Aber das schadet dem Arbeiterstand mehr, als man auf den ersten Blick glauben will, weil er dadurch in seiner Selbstständigkeit nieder gehalten wird. Hätte er Hülfe oder Rückhalt, so würde er sich längst aus einer so widerwärtigen zu einer geachteten Stellung herausgearbeitet haben. Darin muß also eine freisinnige und auf Kräftigung der Menschheit und Menschlichkeit hinarbeitende Gesetzgebung dem ganzen Arbeiterstande zu Hülfe kommen.

Vater Reinhard. Ihr habt allerdings sehr Recht; aber der Arbeiterstand muß auch selbst das Seinige zu seiner Hebung thun. Und dazu bieten ihm die deutschen Grundrechte in dem Vereinsrecht das kräftigste Mittel, wenn er es nur benutzen will und zu benutzen versteht. An dem guten Erfolge zur Tilgung der Bettelei ist nicht zu zweifeln, und wenn es in Deutschland noch zehnmal mehr Fabriken gäbe, als es wirklich giebt. Denn man kann doch annehmen, daß nur arbeitslose oder arbeitsunfähige Arbeiter den Bettelstab ergreifen, wenn sie nicht Etwas zuzusetzen haben. Bildeten nun aber sämmtliche Arbeiter Vereine, die durch einen Central-Verein von gewählten rechtschaffenen und verständigen Arbeitern geleitet würden; besässen sie eine Spar- und Hülfskasse für Nothfälle in Krankheit oder Arbeitslosigkeit, so würde die große Menge in kurzer Zeit durch geringe Einlagen so viel Kapital zusammenbringen, daß die Bettelei der Arbeiter nicht weiter dauern dürfte. Darauf müßten die Arbeitervereine selber hinarbeiten.

Möglich ist es. Wenigstens beweißt dies das von den Bergleuten in Sachsen zusammengesparte große Kapital, dessen Zinsen zum Theil zur Unterstützung armer Bergleute verwendet werden, wenn in Theurung oder Krankheit, oder bei Todesfällen Noth eintritt. Ebenso

unterstützen auch die Arbeitervereine in England die arbeitslosen Arbeiter nach bestimmten Sätzen aus den Vereinskassen, und die Arbeiter in den Fabriken Englands leben nicht im Entferntesten so erbärmlich und elend, wie die armen ackerbauenden Arbeiter in Irland, die fast nur von Englands Reichthum erhalten werden.

Friedrich. Den Arbeitervereinen in England ähnlich sollten sich die Arbeiter in ganz Deutschland vereinigen. Thut die Vereinigung, wie es allbekannt ist, in allen Verhältnissen gut, weil sie Kraft giebt und die Macht verstärkt, so würde sie ebenso dem Arbeiterstande einen guten Erfolg in seinen Bestrebungen nach einem besseren Loose sichern. Vor Allem muß er sich indessen bemühen, das Schlechte von sich abzustreifen, und da ein Theil dieses Schlechten offenbar die Bettelei ist, so muß der ganze Arbeiterstand nachdrücklich auf die Unterdrückung derselben hinarbeiten. Einestheils würde dann ein sehr großes Uebel ausgerottet, und anderen Theils würde sich dadurch der Arbeiterstand selber von einer Schwäche, die ihm in allen Stücken sehr nachtheilig ist, sicher befreien.

Vater Reinhard. Der Arbeiterstand Deutschlands mag aber sein Bestes nicht verkennen, und mit festem Entschluß zusammenhalten; dann wird es gehen! Es haben sich übrigens jetzt schon Vereine gebildet, und der Hauptverein für Deutschland befindet sich in Leipzig.

Friedrich. Man hat übrigens verschiedene Vorschläge zur Beseitigung der Bettelei, aber keins hat sich erfolgreich bewiesen. So hat man Sparkassen als ein sehr wirksames Mittel empfohlen; aber von was soll der sparen, der Nichts hat und Nichts verdient. Diese Sorge für die Zukunft erwirbt zu langsam und für den Fall der Noth, welche den Sparer treffen kann, zu wenig.

Ein anderer bemerkenswerther Vorschlag unter den vielen ist der, jede Gemeinde müsse streng angehalten werden, für ihre Armen reichlich zu sorgen; sie müsse ferner verpflichtet werden, für die Arbeitsfähigen Arbeit, und für die Arbeitsunfähigen Unterhalt zu schaffen; ist aber die Gemeinde dazu zu arm, so müsse diese Pflicht der Kreis oder der Staat erfüllen. Das ist indessen zu Viel verlangt, und auch Etwas, wodurch der Müßiggang sehr leicht Nahrung erhalten kann. Dem Staat liegt jedoch die Sorge für die Armen in so weit ob, als er darauf achten muß, daß Nichts geschieht, was Armuth erzeugen oder

befördern kann; denn die Armen gehören dem Staat ebenso an, als die Reichen.

Ebenso wenig würden Armensteuer oder Armenhäuser das Uebel heilen, vielmehr stärken, weil der unverschämte Müßiggang sich dort leicht einen Schlupfwinkel zu verschaffen weiß; ebenso wenig aber durch die Leihäuser helfen, und zwar schon deshalb, weil hier die Zinsen den Vortheil der erhaltenen Vorschüsse aufzehren.

Man betrachte alle vorgeschlagenen Mittel; man wird sie als unzureichend erkennen, weil sie nicht in die gesellschaftlichen Zustände tief hineindringen können. Alles hängt von der Thätigkeit des Arbeiterstandes selbst ab. Theils muß derselbe sich zu einer einflußreicheren Stellung im Staate in die Höhe arbeiten, theils sich durch emsige Benutzung der Volksschulen, so wie der Schulen für Erwachsene und der Gewerbeschulen diejenige Bildung erwerben, die ihm im Leben nützen wird. Mit der Sorge für den Geist wächst die Einsicht.

Vater Reinhard. Friedrich! Zu der Pflege des Geistes mahne ich stets, weil der Mensch die rechte Hülfe nur in sich selbst finden kann.

Friedrich. Ihr habt Recht! Und ich habe das Vertrauen zu dem Arbeiterstande, daß er das Seinige thun wird, und ich habe die feste Hoffnung, daß, wo Volk und Regierung, wie jetzt in Deutschland, den festen Willen zeigen, in den Menschen die Menschheit zur Anerkennung zu bringen, das Bessere sicher in der nächsten Zukunft erreicht werden wird. Die Betttelei wird verschwinden, wenn es auch fernerhin Arme geben wird, weil das im Wechsel des Lebens liegt.

Man darf die Bettelei auch nicht eigentlich einen Flecken oder Makel der Menschheit nennen; man muß sie vielmehr als ein Leiden derselben ansehen. Thut man dies, wie es nicht anders sein kann, wenn man gerecht sein will, so wird man auch die Ansicht billigen, daß die Quelle der Bettelei verstopft wird, wenn der Arbeiterstand sich aus seiner gedrückten Lage zu einem auf Bildung und menschenrechtlicher Achtung beruhenden Ansehen im bürgerlichen Leben wie im Staat hebt. Ich nehme dabei nicht bloß auf die verschiedenen Handarbeiter in der Stadt und auf dem Lande, sondern auch auf das Innungswesen des Gewerbestandes Rücksicht, das einer vernünftigen und freisinnigen Neugestaltung dringend bedarf.

Vater Reinhard. Darin habt Ihr sehr Recht, Friedrich. Keiner darf den persönlichen Nutzen dem allgemeinen Wohl vorziehen. Indessen hoffe ich, daß die von den deutschen Regierungen zusammenberufenen Arbeiter-Kommissionen ein solches Unheil zu verhüten wissen werden. Dahin zu wirken, ist der Staat seinem Arbeiterstande schuldig, weil er nicht bloß aus Großen und Reichen, oder Kaufleute und Krämer besteht, sondern durch das ganze Volk, Groß und Klein, Arm und Reich.

Friedrich. Aber eine Frage! Gäbe es nicht vielleicht ein Mittel, wodurch Gemeinden, Amtsbezirke, Kreise und Staat zur Unterdrückung der Bettelei ernstlich mitwirken könnten? Habt Ihr vielleicht dazu einen heilversprechenden Vorschlag, Vater Reinhard? Ich glaube, wenn dies Leiden überhaupt heilbar ist, dann muß es doch natürlich auch ein Mittel dazu geben. Und zu einem solchen möchte ich von Euch einen Vorschlag hören.

Vater Reinhard. Die Frage ist schwer, und eine Antwort darauf wird mir um so schwerer, weil, wie wir schon besprochen haben, die Wohlthätigkeit dem Uebel der Bettelei nicht zu steuern vermag.

Friedrich. Daß dem so ist, das glaube ich, indessen darf die Wohlthätigkeit keineswegs theilnahmlos bleiben. Die Ausübung derselben wird stets eine menschliche umd christliche Pflicht bleiben, die auch dem Aermsten obliegt. Denn es kommt keineswegs auf große und glänzende Gaben an, sondern das zu geben und zu leisten, was Jeder vermag. Wer dem Hülfsbedürftigen giebt, der thut es dem Menschen, und ehrt dadurch zugleich sich selbst. Man hüte sich jedoch, die Wohlthätigkeit auf ein bloßes Almosengeben einzuschränken. Die Wohlthätigkeit will überhaupt wohlthun; das Almosengeben dagegen befriedigt durch eine Gabe, ohne Rücksicht auf den Erfolg. Darum hilft das Almosengeben nur der Bettelei des Müßigganges, weil dieselbe allein auf Erbettelung an Gaben ausgeht und das eigentliche Wohlthun nicht beansprucht.

Vater Reinhard. Bei Euch kommt der bettelnde Müßiggänger gewiß schlecht an? Nicht wahr, Friedrich? Denn Ihr geht der Sache auf den Grund.

Friedrich. Allerdings habe ich ein scharfes Auge auf die Bettler, und das sollten Alle thun, selbst die Orts- und Bezirksbehörden; nicht

sowohl etwa wegen der möglichen Landstreicherei, sondern besonders um zu wissen, welche Leute, und ob sie aus Noth oder im Müßiggang, betteln.

Vater Reinhard. Nun Friedrich, da beantwortet Ihr ja Eure Frage, die Ihr an mich gerichtet habt, selbst. Es muß eine Aufsicht auf die Bettler geführt werden, und dies können die Behörden, von dem Arbeiterstande durch seine Comite's unterstützt, am besten thun.

Friedrich. Ja, ja, Vater Reinhard! Da haltet Ihr mich bei einem guten Gedanken fest, der zur Minderung der Bettelei wohl sein Gutes haben dürfte. Die Behörden müssen die Sache in die Hand nehmen, weil dem Einzelnen die Beaufsichtigung nicht möglich ist und auch rechtlich nicht zusteht. Aber freilich, wie soll es dann mit den Gaben der Wohlthätigkeit werden?

Vater Reinhard. Ich würde den Vorschlag machen, man muß alle den Armen bestimmte Gaben an Geld, Lebensmitteln und Kleidungsstücken der Behörde zur Vertheilung übergeben, und der Privatwohlthätigkeit nur gewisse unzweifelhafte Fälle vorbehalten. In einigen Orten bestehen auch schon sogenannte Armenanstalten zur Pflege und damit verbundener Aufsicht der Armen. Dieselben dürfen jedoch nicht das Geben allein als ihre Aufgabe betrachten, sondern besonders auch um die Müßiggänger unter den wirklich Hülfsbedürftigen kennen zu lernen.

Friedrich. Unter solchen Umständen wird die Wohlthätigkeit nicht verhindert, thätig zu sein. So lange die Menschen in den Armen auch Menschen anerkennen müssen, und dies wird immer und ewig stattfinden, so lange wird die Wohlthätigkeit eine heilige Pflicht des Reichen und Armen bleiben, wenn sie es auch nicht allein mit der Bettelei zu thun hat. Aber, Vater Reinhard, noch Eins! Zur Unterdrückung der Bettelei wird es wesentlich beitragen, wenn die Kinder gänzlich an der Bettelei verhindert werden. Dadurch wird in der jungen Welt der nachtheilige Eindruck der nackten Bettelei auf Geist und Herz verhütet, und dagegen doch die Wohlthätigkeit in ihrer erhebenden Wirkung bekannt. Sie ist eine der schönsten Pflichten des Menschen, denn sie verbindet die Menschen als Brüder durch die Linderung ihrer Noth und Leiden.

Inhalt.

Seite

Neuntes Gespräch.

Ueber die Nothwendigkeit und den Nutzen der Schulen für Erwachsene 3

Zehntes Gespräch.

Der Dorfgeistliche 20

Elftes Gespräch.

Volksbibliotheken 28

Zwölftes Gespräch.

Die Zustände der Arbeiter 35

Dreizehntes Gespräch.

Die Wohlthätigkeit und Wohlthätigkeitsanstalten 48

Vierzehntes Gespräch.

Ist es othwendig, die Kinder zur Wohlthätigkeit zu erziehen? 56

Fünfzehntes Gespräch.

Ueber die Bettelei 60

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

4 Bde $\frac{9^2}{30}$

613,

SLUB
Wir führen Wissen.